

JULIAN
WANGLER

A dark, atmospheric photograph of a forest path. In the center, a person wearing a hooded cloak and a dog are walking away from the viewer into the mist. The trees are bare and their branches are silhouetted against the foggy background. The overall mood is mysterious and somber.

DER
LETZTE
ERBE

Julian Wangler

Der Letzte Erbe

- Teil 1 -

Roman
2009

Ω

<p>Star Trek Companion www.startrek-companion.de</p>



*Wer hat ihn nicht,
den Wunsch, sich hin und wieder
von der Dunkelheit
verschlingen zu lassen?*

Prol og

Für gewöhnlich beginnt es mit einem Laut. Einem erstickten Laut.

Er reißt mich aus dem Schlaf. Ich schlage die Augen auf und weiß sofort, wer ich bin. Wo ich bin. In der Dunkelheit meines Gemachs finde ich, Nathan Quinn, mich wieder – zu unmenschlicher Stunde. Der flüchtige Blick zum Spalt zwischen den zugezogenen Vorhängen zeigt mir den Vollmond, eine leuchtende, pockennarbige Kugel, umgeben von pecher Schwärze. Regen prasselt gegen die Scheibe.

Plötzlich dringt ein Halo in das Zimmer ein. Der Widerschein des Blitzes schafft eine Welt des Zwielfichts, die schon im nächsten Moment wieder erstirbt. Sekunden später kommt der Donner. Trommeln in meiner Magengrube, ein Kontrapunkt zum Knistern des Regens. Dann breitet sich wieder Stille aus.

Allmählich horche ich in mich hinein. Ich kenne mich gut genug, um zu wissen, dass ich kein Nachtwandler bin. Ich bin ein Wesen der Rhythmen, ein Gewohnheitstier. Diese Welt aus grauen Schemen, die sich tagsüber so verlässlich in Kommoden, Stühle und Schränke verwandeln, ist nicht

Julian Wangler

meine Wirklichkeit. Ich ziehe jetzt ein anderes Reich der vagen Konturen vor, in das ich auf der Stelle am liebsten zurücksinken will, dankbar und fest, bis zum Morgengrauen. Denn ich will nicht hier sein, wenn der Wolf vorüberzieht.

Kennst Du die Stunde des Wolfs?

Ein kleiner Junge hat vor langer Zeit ahnungslos den Kopf geschüttelt, während er seinen Vater aus wachsamen Augen musterte. Welcher Wolf? Der Junge erfuhr, dass seine Frage falsch gestellt war. Welche Zeit? – So müsste es eigentlich heißen. Die Zeit ist der entscheidende Faktor. Erst sie macht den Wolf zu dem, was er ist. Auf diese Weise kann die Stunde des Wolfs ihren Lauf nehmen.

Es ist die Zeit zwischen drei und vier Uhr morgens., *hat der Vater mit aschfahlem Gesicht gesagt.* Man denkt nur noch an Schwierigkeiten und Probleme und daran, was alles im Leben schief gelaufen ist. Alles, was man hört, ist das Schlagen des eigenen Herzens. Es wird übermächtig. Und dann bist Du schwach genug, um vom Wolf geholt zu werden.

Er trank immer einen Whiskey, bevor er ins Bett ging. Es sei wichtig, um den Wolf fernzuhalten, betonte er. Und für den Fall, dass der Wolf viel-

Der Letzte Erbe

leicht ein Junges haben mochte, trank er noch drei kleine Gläser zusätzlich.

Es hat alles nichts genützt. Der Wolf hat ihn trotzdem geholt. Vor zwölf Jahren hat er ihn überrascht, in einer Nacht wie dieser ist es geschehen.

Ich hasse es, daran erinnert zu werden, weil ich doch weiß, dass es nun noch schwerer wird, mich wieder im Nebel des gedankenfreien Friedens aufzulösen. Ich bin ein Mensch, dessen Existenz sich in hellem Tageslicht abspielt. Die Nacht verabscheue ich – seit jenem denkwürdigen Datum vor zwölf Jahren.

Die Tradition des Vaters habe ich, ganz der Sohn, abzugucken gelernt. Einen guten Tropfen vor dem Schlafengehen verwehre ich nicht. Bislang hat er mir gute Dienste erwiesen. Vielleicht bin ich letzten Abend zu zaghaft gewesen.

Mein Vater hat gesagt, dass Zurückhaltung der falsche Weg ist, den Wolf fernzuhalten. Er hat es gewusst, immerhin war er ja auch mit ihm per Du. Ich für meinen Teil kenne ihn noch nicht so gut. Aber ich bin mir gewahr, dass es ein besonderes Verhältnis ist. Manche Beziehungen bedürfen eben nur sehr weniger Worte. So ist es auch mit meinem Vater gewesen.

Julian Wangler

Es nützt alles nichts. Ich bin nicht vorbereitet auf eine Begegnung, nicht heute Nacht. Also muss etwas dagegen unternommen werden, koste es, was es wolle. Leise protestiere ich, mehr unverständliches Murmeln als Fluch. Ich schlage die Decke beiseite und entsteige dem warmen Bett.

Der Widerschein erneuert sich. Er taucht das Zimmer wieder in ein schockartiges Schwarzweiß und hinterlässt Nachbilder auf meiner Netzhaut. Barfuß tappe ich auf dem kalten Boden und taste mich an der Wand entlang, ein müder Schleicher, verstört aufgebrochen.

Die Vitrine ist zum Glück nicht weit. Ich fingere nach einem Feuerzeug und entzünde ein Teelicht, das sich als blasse Silhouette vor mir abzeichnet. Ich greife nach der matt funkelnden Phiole aus geschliffenem Bleikristall. Bernsteinfarbene Flüssigkeit gluckert in das Glas vor mir. Meine Finger zittern, sodass der Strahl schwankt. Ungeduld lodert in mir, wie das sich wiederholende Flackern am sternenleeren Nachthimmel. Sehnsüchtig nehme ich meine Dosis Beruhigung entgegen und hebe sie zum Mund.

Ich verfolge meinen eigenen Abglanz, der im Vitrinenglas matt schimmert. Der Whiskey erfüllt seine Wirkung. Zuerst brennt er, dann folgt angenehme Betäubung. Ja, so ist es richtig. Nur wieder

Der Letzte Erbe

schlafen, denke ich, und so hebe ich mutwillig die Flasche, um mir noch einmal einzugießen, um auf Nummersicher zu gehen. Heute kriegst Du mich nicht.

Soweit kommt es nicht. Vorher schnappe ich einen Geruch auf. Er ist mir nicht vertraut. Er beißt und brennt in der Nase, ein Gestank von Ozon begleitet ihn. Wahrscheinlich hätte ich mich jetzt verschluckt, aber das Glas ist in sicherem Abstand zu meinen alkoholfuchten Lippen verblieben. Ich stelle es ab und schnuppere stattdessen an der kleinen Kerze. Nein, sie ist es nicht. Seltsam.

Da kommt mir wieder das Geräusch in den Sinn, von dem ich anfangs glaubte, es hätte mich aufgeweckt. Ist es bloß ein Produkt meiner Fantasie gewesen? Nein. Nein, da ist es wieder. Wenn man vom Teufel spricht. Der Laut ist dumpf, atemlos. Jetzt habe ich Gewissheit: Es war kein Traum.

Ich reiße die Tür auf und trete hinaus auf den Gang. Alles badet in grauem, giftigen Rauch, der in Schwaden an mir vorbeizieht. Feuer! Es brennt! Bloodriver brennt! Mit einem Mal beginnt mein Herz zu rasen.

Irgendwie gelingt es mir, mich zu fassen. Ein Tuch, das ich in der Hosentasche des Schlafanzugs finde, kommt mir gelegen. Ich presse es mir vor

Julian Wangler

Mund und Nase und stürze voran durch die nebeligen Qualmwolken.

Bis zum großen Fenster sind es gerade ein paar Meter. Ich dränge den Riegel zur Seite und reiße beide Flügel auf wie ein religiöser Fanatiker seinen Gebetsschrein. Kühle Nachtluft weht mir entgegen, sodass die rußgeschwängerten Vorhänge im Korridor sich jäh aufbäumen. Am Firmament verästeln sich Blitzzungen. Schräg regnet es mir ins Gesicht, und ich kneife die Augen zu schmalen Schlitzen zusammen.

Jetzt sehe ich es. Das Feuer, es ist im Südflügel des Hauses ausgebrochen. Die Fenstergiebel und der Turm, der sich über ihnen erhebt, stehen lichterloh in Flammen. Überall grelle Hüte, die sich knisternd in die Dunkelheit der Nacht erheben. Ohnmacht überkommt mich. Wie konnte das nur passieren?

Es ist nicht mehr wichtig. Wichtig ist nur noch eines: Margaret! Es bleibt keine Zeit, um Arthur und die anderen aufzusuchen. Ich muss jetzt handeln. Und ehe ich mich versehe, tauche ich ein in eine surrealistische Version der Vorhölle. Angst durchfließt mich wie elektrischer Strom, und sie droht mich zu paralysieren, während ich mich durch die ascheschweren Wolken kämpfe bis zum Bereich, wo der Südflügel beginnt.

Der Letzte Erbe

Es wird sehr viel wärmer. Denke nicht an Dich. Du bist unwichtig. Ich zögere nur kurz, dann be-gebe ich mich hinein – eine dunkle Gestalt vor dem allgegenwärtigen Widerschein der Flammen. Hitze wogt mir entgegen.

Jeden Meter muss ich der züngelnden Verhee-rung abnehmen, die aus kaum geahnten Öffnun-gen hervordringt und auf dem Gang poltert wie ein roter Stier. Ich komme ihrem Zimmer immer näher. Gleich., treibe ich mich an. Es ist nicht mehr weit. Heiße Glut springt aus einem Seiten-korridor, brennt mir über die Schulter und ver-sengt mir den rechten Ärmel. Ich beiße die Zähne zusammen und schiebe mich trotzig am Feuer vor-bei.

Noch ein paar Abzweigungen, und ich bin tat-sächlich vor der Tür. Hier ist die Flammenbrunst am schlimmsten. Die Tür steht halb offen, und dichter, schwarzer Rauch quillt in den Korridor. Ich zögere nicht und trete sie sofort ein, spüre zu-nächst gar nicht, wie der Rauch auf Lungen, Hals und Augen wirkt.

Eine Explosion hat die Decke aufgerissen und es den Flammen erlaubt, sich bis in den Turm hinauf zu fressen. Die Zerstörung betrifft nicht nur das Zimmer, sondern auch viele persönliche Gegen-stände mit hohem Erinnerungswert. Hunderte Jah-

Julian Wangler

re Familiengeschichte... *Doch das spielt jetzt keine Rolle. Jetzt zählt nur noch die Gegenwart.*

„Margaret!“

Stille. Ich hebe schwelende Möbelstücke und gebrochene Metallteile beiseite, sehe eilig nach rechts und links. Ein Teil der Wand hat sich nach innen gewölbt und ist dann geplatzt. Daneben, am Rand eines qualmenden Schutthaufens, entdecke ich eine Hand.

Dort ist sie, Gott sei Dank. Sofort mache ich mich an die Arbeit, mit einer an Wahnsinn grenzenden Mischung aus Kraft und Entschlossenheit. Die Metallkanten sind nicht nur scharf, sondern auch grauenvoll heiß. Tiefe Schnittwunden bilden sich in meinen Händen, doch in meinem Rausch, halb betäubt von der sengenden Hitze, nehme ich kaum Notiz davon.

Nein, Wolf, nein... Mein Herz hämmert wie eine Kesselpauke.

Innerhalb weniger Sekunden gelingt es mir, Margarets zur Seite geneigten Oberkörper freizulegen. Der Umstand, dass sie völlig still liegt und sich ihr Brustkorb nicht hebt und senkt, eliminiert sie beinahe aus der bewussten Wahrnehmung.

Sofort halte ich nach Blut Ausschau. Da ist keines. Kein Blut. Das bedeutet, es ist alles in Ord-

Der Letzte Erbe

nung mit ihr. Sie hat nur das Bewusstsein verloren. Gleich erwacht sie wieder...

„Ich hole Dich hier heraus!“, rufe ich. „Ich bin gleich bei Dir, Margaret! Es wird alles wieder gut! Hörst Du, es wird alles gut und wundervoll!“

Ich ziehe und zerre. Heißes, scharfes Metall schneidet mir in die Hände, doch so sehr ich mich auch bemühe: Ich kann Margaret nicht aus dem Trümmerhaufen befreien. Die untere Hälfte ihres reglosen Körpers ruht auch weiterhin unter einer schweren Last. Ich starte einen erneuten Versuch. Wieder scheiterte ich dabei, das geborstene Element hoch zu wuchten. Keine Müdigkeit vortäuschen. Und noch einmal.

Meine Kräfte schwinden, die berstende Glut tut ihr Übrigens. Allgegenwärtiger Rauch nötigt mich zum Husten. Ich bin krampfhaft bemüht, mich nicht in Panik zu verlieren, alle Gefühle von mir fern zu halten. Verzweifelt probiere ich es von der anderen Seite her, sie zu befreien. Ich finde aber keine Möglichkeit. Margaret bleibt unter den Trümmern eingezwängt. Gleich noch mal. Stoisch versuche ich einmal mehr, schwere Brocken aus Holz, Metall und Kunststoff zu räumen, die miteinander zu einer stinkenden Schlacke verschmolzen sind.

Julian Wangler

Eine Silhouette erscheint in der Tür. Arthur. Wie lange stand er schon dort? Hat er mir etwa zugesehen? Ich drehe den Kopf zu ihm und erkenne, dass sein weißes Haar angesengt ist, und große Blasen zeigen sich auf seinem Gesicht.

„Meister Nathan...“ Dieses eine Wort kommt einer flehentlichen Bitte gleich.

Ich sehe ihn nur kurz und sehr stur an. „Arthur, gut, dass Sie hier sind. Sie müssen mir helfen.“

Arthur betritt das Zimmer, in dem die Rauchschwaden immer stürmischer wogen. Überall knistert es. Der Strudel aus Hitze ist erbarmungslos, kocht und schmilzt. „Meister Nathan, wir dürfen keine Zeit mehr verlieren.“

Mein Blick geht zu den eigenen Händen: Sie sind voller Blut und verbrannt.

Ich starre auf Margaret hinab, ohne zu verstehen. Meine Hände spielen keine Rolle – nur noch sie ist wichtig. Zögern lässt jähem Zorn in mir aufsteigen.

„Margaret – helfen Sie mir, Arthur!“

Wut brodeln in mir, und erneut greife ich nach einem scharfkantigen Metallteil, zucke nicht einmal zusammen, als es sich mir heiß in die Handfläche bohrt. „Arthur! Verdammt noch mal!“

„Sie ist bereits tot! Wir können ihr nicht mehr helfen, Meister Nathan.“

Der Letzte Erbe

„Woher wollen Sie das wissen?!“

„Sie atmet nicht mehr. Sie wissen, dass ich Recht habe.“

Ich blinzele ungläubig. Aus meinen Augenwinkeln dringen schmutzige, giftbeladene Tränen. „Das ist nicht wahr. Sie lügen!“

„Jeden Moment kann alles einstürzen! Wir müssen hier verschwinden, Sir!“

Ich schüttelte den Kopf. Klammere mich an den eisernen Willen, beschwöre ihn. Nein, ausgeschlossen. Nein, Wolf, nein... Ich knie neben Margaret und taste mit blutigen Fingern nach ihrer schlaffen, leblosen Hand. Ich kann sie nicht allein lassen.

„Dann gehen Sie, Arthur!“, brülle ich, ohne mich abzuwenden. „Bringen Sie sich in Sicherheit!“

Ich höre die geheuchelte Vernunft in meiner Stimme. Jemand anderes hätte sich vielleicht von ihr täuschen lassen, aber nicht Arthur. Im nächsten Moment packen mich zwei Arme. Ich werde auf die Beine gezogen.

„Wir werden jetzt gehen, Meister Nathan. Zusammen.“ Arthur spricht mit einer Ruhe, die die Antithese zu allem ist, was schonungslos um mich herum tobt. Einen Moment glaube ich, den Verstand zu verlieren.

Julian Wangler

„Nein! Ich kann nicht ohne sie fort!“

Arthur spannt die Muskeln an, und trotz anfänglichen Widerstands bleibt mir nichts anderes übrig, als mich der Kraft zu beugen, die er sich in vierzig Jahren intensiver Hauswirtschaft angeeignet hat. Ich werde zur Tür gezerrt und sehe dabei zurück. Alles beginnt zu verschwimmen hinter einem lodernden Film. Doppelbilder prägen unter dem Druck schwindenden Sauerstoffs meinen Blick. Margaret verschwindet im grellen Gleißern. Meine inneren Barrieren lösen sich auf. Aber die Empfindungen werden begleitet von einem Gefühl der Betäubung und Fassungslosigkeit.

Arthur schiebt mich durch die Tür. Ein letztes Mal leiste ich Widerstand, versuche mich gegen ihn zu stemmen. Es gelingt mir nicht. Er reißt mich mit sich. Dann wird für einen Moment alles schwarz und dunkel, ich erleide einen Hörsturz. Schlagartig kehrt das Inferno wieder zurück, und zusammen mit Arthur laufe ich durch einen Korridor, der in seine Einzelteile zerbricht. Balken und geschmolzene Teile des Aufbaus drohen uns zu erschlagen.

Um Haaresbreite entgehen wir den Klauen der Zerstörung. Irgendwie schaffen wir es ins Erdgeschoss und von dort aus hinaus ins Freie. Wir sind die Letzten, die das Haus verlassen.

Der Letzte Erbe

In der Ferne erklingen die Sirenen der Feuerwehr. Ich wende mich dem grässlichen Schauspiel zu, das nun seinen endgültigen Lauf nimmt. Die Beine brechen mir weg. Ich sinke zusammen. Der Regen tränkt mich, während ich sehe, wie die Flammen den Südflügel gnadenlos niederreißen. Es regnet Asche auf mich nieder.

Meistens endet es mit einem Schrei. Während ich am Boden kauere, entringt sich ein Heulen meiner Kehle, erst dumpf und schmerzvoll, dann überschlagend schrill.

Und das ist dann der Moment, in dem ich schweißgebadet aufwache und realisiere, dass alles nur ein Traum war. Immer derselbe Albtraum. Eine Mischung aus Erstaunen und Entsetzen umgibt mich wie die Nässe meinen Körper. Ich frage mich, wie ein Nachtmahr die Erinnerungen eines Lebens konservieren kann. Offenbar schlummern in uns schier unergründliche Geheimnisse.

Dabei leide ich doch schon unter einem. Warum hatte Margaret in jener Nacht sterben müssen? Und warum war ich dazu verdammt worden, an diesem Ort weiterzuexistieren, wo ich ihm doch ferngeblieben bin?

Man kann es drehen und wenden, wie man will. Bloodriver Castle hat mich niemals losgelassen.

Kapitel 1

Ich trat von der Leinwand zurück, um sie zu betrachten. Wie ich vor einer Weile erfuhr, bezeichnet man diesen Vorgang in der Künstlersprache als ‚kritische Introspektion‘. Man versucht, sich mit dem zustande Gebrachten in Harmonie zu begeben, darin einzutauchen und Kontemplation zu üben. Es geht nicht so sehr darum, dem Text für einen späteren Kunstkatalog vorzugreifen, in dem man vielleicht erscheinen will. Vielmehr kommt es darauf an, mit feinem Blick kleine Verbesserungen vorzunehmen, um dem Ganzen seinen letzten Schliff zu verpassen. Am wichtigsten ist es aber, eine persönliche Bindung zwischen Maler und Malerei keimen zu lassen. Und der einzig richtige Zeitpunkt dafür scheint der Moment unmittelbar nach der Fertigstellung zu sein. Danach soll es zu spät sein. Ich muss ja zugeben, dieser ganze Schritt ist sehr esoterisch, und wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich ihn getrost übersprungen. Aber Monsieur Fauche bestand darauf.

Noch einmal konzentrierte ich mich also. Ich schaute auf einen Wald vor dem Hintergrund mehrerer Weinberge. Ein sonniger Morgen ganz

Der Letzte Erbe

früh im Herbst. Man erkannte es an den Bäumen, das Grün der Birken und Eichen in diesem Wald ist nicht mehr die frische Farbe des Frühlings, sondern das müdere, resignierte, reifer werdende Grün von Bäumen, deren Blätter bereits daran denken, sich zu verfärben.

Hier und dort konnte man in dem Gesprenkel der Birken vor dem hellblauen Himmel ein Blatt sehen, das schon gelb geworden war, die Veränderung eingeleitet, den Sommer leise verraten hatte. Ganz typisch dafür, wie solche Veränderungen sich vollziehen, langsam, Blatt für Blatt. Der Dichter drückt es wahrscheinlich so aus: „Die Anfänge sind klein und kaum zu sehen, aber dahinter arbeitet eine gewaltige Maschinerie, die dafür sorgt, dass nur der Wandel Bestand hat.“

Unter den noch unwesentlich verräterischen Birken und Eichen breiteten sich Teiche aus Schatten und Licht aus. Und genau dort, im Schatten einer Eiche, aber von einem schmalen Sonnenstrahl erhellt, den ein nachlässiger Zweig hindurch gelassen hatte, schwebte ein kleiner, strahlender Fleck in der Luft: ein Schmetterling. Ein brauner Waldschmetterling mit einem breiten, weißen Streifen, der zu den freien Stellen zwischen den Bäumen hinabflatterte.

Julian Wangler

Sonst rührte sich nichts. Der Wind raschelte nicht in den Bäumen, keine Bewegung, nur die perfekte, stille und reife Wärme jener Jahreszeit, in der die Trauben geerntet werden: der perfekte erste Augenblick des Herbstes, in dem die Erde sich gerade darauf vorbereitet, sich den Rest des Jahres über zur Ruhe zu begeben.

Das grelle Blau des Sommers zeigte sich über den oberen Blättern. Im düsteren Hintergrund konnte man hier und da die Nadeln einer der Kiefern ausmachen, die den Wind abhielten. Alles außer dem Lichtstrahl mitten in der Luft und dem Blau über den Bäumen war weich und unbestimmt. Der Boden war mit dem Braun vieler Jahre bedeckt.

Es war eine Arbeit gewesen, alles so hinzubekommen. Ein letztes Mal wechselte ich den Pinsel, tupfte an der Palette, rieb den Pinsel trockener und legte etwas mehr Licht auf die Schwingen des Schmetterlings, damit sie goldener wurden und nicht mehr so weiß wirkten.

Jetzt wurde Monsieur Fauche auf mich aufmerksam. In seinem lichtgefluteten Atelier hallten seine Schritte dumpf wider, als er mit der Leichtfüßigkeit eines Tänzers zu mir herüber trat.

Bernadier Fauche war ein kleines, hageres Männchen, das seinen gepflegten Schnäuzer mit ebensolchem Stolz trug wie seine betagte Basken-

Der Letzte Erbe

mütze. Im Grunde genommen war er ein Maler, der jedem nur denkbaren Klischee gerecht wurde. Oft brachen Wellen manischer Kreativität über ihn herein, weshalb er zuweilen ziemlich sprunghaft sein konnte. Auch riss ihm leicht der Geduldsfaden, aus seiner leicht überheblichen Art heraus neigte er zum Delegieren. Seit meinem ersten Tag hatte er mich mit allem beladen, worauf er keine Lust hatte.

Ich tat es ohne zu murren. Denn ich glaubte zu schätzen, was ich an ihm hatte. Er war eine Koryphäe auf seinem Gebiet, ein Unikat. Ausgehend von populären Do-it-yourself-Methoden, hatte er seine eigene Technik entwickelt, eine besondere Nass-in-Nass-Malerei, mit der er unter Verwendung weniger Farben und Hilfsmittel stimmungsvolle Gemälde herstellte. Kritiker in ganz Westeuropa schätzten seine Werke und seinen begnadeten Strich.

Es war aber nicht nur sein intuitives Talent, mit dem Fauche seine launische Ader kompensierte, sondern auch eine nahezu grenzenlose Schaffens- und Leidenschaft. Nach einigen Wochen der Beobachtung hielt ich sie für seinen eigentlichen Antrieb.

Das ganze Jahr über hatte ich mich verzweifelt in alle Himmelsrichtungen bei Ateliers beworben

Julian Wangler

und immer nur Ablehnungen kassiert. Dann war mir die Idee gekommen, meine Bewerbungskartei bei einer Vermittlungsagentur einzureichen, einem Vertreter dieses aufstrebenden Geschäftszweigs. Eines Tages klingelte das Telefon, und eine Stimme mit starkem französischem Akzent war am Apparat, eine Sekretärin. Sie ließ mich wissen, ihr Chef, ein gewisser Bernadier Fauche, habe sich bereit erklärt, mir ein zweimonatiges Praktikum in seiner Wirkensstätte an der Normandieküste zu ermöglichen.

Seit meiner Ankunft hatte ich ihn nicht danach gefragt, wieso er gerade mich unter den vielen anderen Bewerbern auserkoren hatte. Ich kostete bloß die Ehre aus, hier zu sein, in Étretat.

Étretat, mit seinen eintausendsechshundert Einwohnern auf Meereshöhe und direkt am Ärmelkanal gelegen, war ein ruhiges Fleckchen, beschaulich genug für eine Natur wie Bernadier Fauche. In den letzten sechs Wochen hatte er mir eine Menge beigebracht. Ich hatte so gut wie möglich versucht, zu folgen.

Fauche geriet erst dicht vor der Leinwand zum Stillstand, sodass ich für einen Moment befürchtet hatte, er könnte mit ihr zusammenstoßen. Dem üblichen Leben bewusst entrückt, hatte er eine seltsame Art, sich zu bewegen. Seine Mimik und

Der Letzte Erbe

Gestik waren sehr affektiv, einmal ausdrucksge-
waltig, dann wieder minimalistisch. Obwohl er
ein passables Englisch sprach, war es durchtränkt
von einem französischen Dialekt. Bei jeder sich
bietender Gelegenheit wies er darauf hin, dass er
auf ein namhaftes burgundisches Adelsgeschlecht
zurückging.

Der Freidenker verschränkte die Arme hinterm
Rücken. Er beäugte die Zeichnung und kam ihr
dabei so nah, dass man meinen konnte, er musste
die Farben erst schmecken, um das Bild richtig
einzuschätzen. Dann aber wandte er sich abrupt
ab und wendete den Blick zu mir. Ein forscher
Ausdruck umspielte seine Züge. „Immer daran
denken, Nathan.“, sagte er in dem für ihn typi-
schen Singsang. „Die Inspiration kommt zuerst,
die *Introspektion* zum Schluss.“

Artig nickte ich, war aber gleichzeitig versucht,
es nicht zu devot erscheinen zu lassen. In der Zwi-
schenzeit hatte ich gelernt, dass Fauche ein Prob-
lem mit Menschen hatte, die sich allzu unterwür-
fig gaben. „Alles klar, Monsieur Fauche.“, entgeg-
nete ich in einer fahrigen Geste. „Ich denke, es
funktioniert. Sehen Sie, das Bild und ich führen
schon eine Beziehung.“

Prüfende Skepsis nahm seine Augen ein. Fauche
schmälte den Blick wie ein strenger Lehrer, und in

Julian Wangler

mir keimte die Befürchtung, er würde sich nicht ganz ernst genommen fühlen. Schlagartig veränderte sich seine Expression. Die gerunzelte Stirn unter dem lockigen, licht gewordenen Haar entspannte sich, als ein feines Lächeln in sein Gesicht trat. „Gut.“, sagt er lang und breit. „Du hast endlich verinnerlicht, was ich Dir beigebracht habe. Magnifique.“ Nun adressierte Fauche sich wieder meinem Werk. „Interessant. Normalerweise versuchst Du Dich nicht an Landschaftsmotiven.“

Mir fiel nicht so recht ein, was ich darauf antworten sollte. Etwas verlegen, winkelte ich den Kopf an und legte die Palette beiseite. „Na ja... Ich hatte Lust auf etwas Neues.“

„Gut.“, wiederholte Fauche sein Lieblingswort, das bei ihm in sich eine Art Lautsprache mit einer Vielzahl von Bedeutungsnuancen darstellte. „Der Geist muss immer atmen. Dann beschäftigen wir uns jetzt damit. Was ist das?“

Ich zuckte andeutungsweise die Achseln. „Ähm... Ich würde sagen, ein Wald.“

„Ah ja, und wo, wenn ich fragen darf?“

„Weiß nicht. In der Provence.“

Er maß mich mit einem Blick, als hätte ich ihm gerade eine Wahrheitsrevolution beschert. Stattdessen war jede Antwort so gut wie die andere gewesen. Vielleicht rührte seine angetane Reakti-

Der Letzte Erbe

on auch nur daher, dass ich seinem mehr als gesunden Patriotismus gefrönt hatte. Vive, la France. „Die Provence...“, rollte er über die Zunge. „Bist Du schon mal dort gewesen, Nathan?“

„Ähm... na ja, also -...“

„In der Provence gibt es keine Wälder. Da gibt es Lavendelfelder. Meere aus Lavendel und einen herrlichen, würzigen Duft. Und die Sonne, die Dir im Nacken brennt.“

Ich spürte, wie ich leicht erröte. „Komisch. Ich hätte schwören können, es wäre die Provence gewesen.“

Fauche besah sich wieder die Leinwand. „*Hm*. Vielleicht die Normandie. Oder Nord-Pas-de-Calais.“

„Wie bitte, Monsieur Fauche?“

„Wir schweifen ab. Ich würde gerne von Dir wissen, Nathan: Was hast Du Dir dabei gedacht?“

Ich war aufgeschmissen. Was löcherte Fauche mich dauernd mit diesen Fragen? Als wollte er etwas durchdringen, das offensichtlicher nicht sein konnte. Ich hatte eben einen Wald gezeichnet, na und? Worauf es ankam, war doch, dass ich mir Mühe gegeben hatte. Das wollte doch von mir. Ich hatte mich angestrengt wie nie zuvor, und zum ersten Mal empfand ich so etwas wie Zufriedenheit. Aber jetzt verunsicherte er mich.

Julian Wangler

Er verunsicherte mich wie schon in den vergangenen Tagen, wo er begann, mich dieser eigenartigen Prüfung zu unterziehen. Anstatt dass er das Bild bewertete, mich einer Kritik aussetzte, auf die ich diesmal vorbereitet war, wollte er triviale Dinge von mir wissen. *Ich hätte ihm genauso gut das Bild einer wunderschönen Frau präsentieren können. Was führt er im Schilde?*

Ich dachte über seine Frage nach. Schwächlich dämmerte mir, dass ich mir schon den einen oder anderen Gedanken gemacht hatte, zumindest flüchtig, um das Projekt Stück für Stück in die Tat umzusetzen. Aber lag das nicht in der Natur der Sache? Zerbrach sich ein Bohème wie Fauche nicht den Kopf über den Gegenstand, dessen Schöpfer er so sehnsüchtig auf der Leinwand sein wollte? Meine eigenen Überlegungen verwirrten mich. Ich ertappte mich dabei, wie mir die Begeisterung versagte, Fauche meine wirren Gedankenketzen mitzuteilen. „Ich...kann nicht genau sagen, weshalb ich ausgerechnet auf dieses Motiv gekommen bin. Ist das nicht egal?“

Zu spät erkannte ich, dass ich die schlechteste aller möglichen Antworten gewählt hatte. Fauche, ein Mann, der es aus tiefster Überzeugung hasste, die Dinge dem Zufall zu überlassen, stierte mich an. „Nein, nein, *nein*, Nathan. Es ist *nicht* egal.“,

Der Letzte Erbe

protestierte er. „Ich dachte, das hatten wir schon. Du verfallst wieder in alte Gewohnheiten.“

„Aber... Was habe ich denn getan?“

„Du hast gemalt. *Das* hast Du getan. Einfach nur gemalt.“

Ich verschränkte die Arme. „Monsieur Fauche, bei aller Liebe: Jetzt bin ich verwirrt.“

„Was Du nicht sagst.“

„Forderten Sie mich nicht dazu auf, einfach nur zu malen? Sie sagten, ich soll mich von meinem emotionalen Ballast befreien. Das waren Ihre Worte.“

„Ich sagte, Du sollst Deine Angst, Fehler zu machen, abschalten. Denn das hier ist keine Wissenschaft, sondern immer ein Teil von Dir selbst. Es gibt kein Richtig und kein Falsch. Aber weißt Du, was Du getan hast: Du hast Deine *Seele* abgeschaltet.“

„Finden Sie nicht, dass Sie etwas zu streng mit mir sind?“

Ich musste ein Sakrileg verübt haben. „Es ist ein Unterschied, ob man mit Beliebigkeit malt oder nicht. Es geht nicht nur um das falsche Licht, zu wenige oder zu viele Einzelheiten, die alles falsch aussehen lassen. Jedes Bild ist eine Veräußerung Deiner selbst. Eine Partitur Deiner Seele. Das, was Du begehrt. Das, was Du sein willst. Licht, Wär-

Julian Wangler

me, ein Gefühl des Friedens... Solche Dinge. Aber das, was Du tust, ist die Antithese dessen. Ich sehe es in Deinen Augen: Du hast kein Motiv. Da ist nichts – *gar* nichts. Die Leinwand könnte genauso gut leer sein, und leere Leinwände sind nur für die Toten.“

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich stand einfach da in der angespannten Stille des Ateliers, wo Fauches Worte an der hoch aufragenden Decke verhallten, und ich spürte, wie meine Körpertemperatur beständig stieg. *Immer, wenn ich glaube, einen Schritt weiter zu sein, passiert so etwas.*, dachte ich. Aber was jetzt geschah, das überstieg alle Erwartungen.

Fauche war in der Zwischenzeit nicht untätig geblieben. Er schritt zu seinem Arbeitsplatz und trug mit trotzigem Gesicht ein Glas heran. Zunächst verfiel ich der abwegigen Annahme, er wollte mir etwas zu trinken bringen, um mit geöltem Geist zu antworten. Aber das passte nicht zu ihm. Ölte er sich also selbst? Wahrscheinlicher, aber nein, das auch nicht. Er stellte das halb leere Glas einfach vor mir auf den Tisch und zeigte darauf. „Sag mir, was siehst Du?“

Ich kannte sein Lieblingsgetränk, also antwortete ich vorahnungsvoll: „Einen Pastic?“

Der Letzte Erbe

„Du siehst einen Pastis.“, sagte er, als wäre ich ihm geradewegs ins Netz gegangen. „Und das Einzige, was Du mit ihm anfangen kannst, ist ihn zu besitzen, ansonsten ist er für Dich uninteressant. Ich hingegen, der ich das hineinschauen muss, was ich male, sehe die Pflanze, aus der er gemacht ist, die Stürme, denen die Pflanze getrotzt hat, die Hand, die die Aniskörner geerntet hat, deren Reise bis hierher, rieche den Duft des Anises und sehe seine Farbe, ehe er dem Alkohol hinzugefügt wurde. Wenn ich eines Tages diese Szene male, ist das alles auch in dem Bild enthalten. Wahrscheinlich werden die gewöhnlichen Leute meinen, nur ein Glas Pastis vor sich zu haben. Ein wahrer Künstler erkennt den Unterschied. Es ist der wahrscheinlich wichtigste *aller* Unterschiede in der Malerei.“ Fauche legte eine Kunstpause ein. „Inspiration ist der Anfang von allem. Inspiration ist mehr als eine Schablone. Es ist ein Dispositiv: Ein Moment vor dem geistigen Auge, in dem etwas Entscheidendes geschieht. Das Objekt Deiner Kunst ist nicht egal. Denn es bist immer Du selbst. Du darfst Dir nicht egal sein, Nathan. Also gut. Das war genug für heute. Tu wieder alles an seinen Platz, und Du kannst nachhause gehen.“

Leicht verstört, tat ich, wie mir geheißen. Ich entledigte mich des Kittels, hängte ihn zurück an

Julian Wangler

die Garderobe, packte die Farben ein und räumte meine Notizen zusammen. Mit einem ordentlichen Stapel unter dem Arm ging ich Richtung Ausgang.

Auf halbem Weg hielt ich inne. Ich drehte mich zu Fauche um, der meinen Weg zur Tür mit den Augen nachvollzogen hatte. „Na gut, dann nenne ich es eben... ‚Die Stille dieses unermesslichen Raums erschreckt mich zu Tode‘“.

Fauche verbat sich für einen Augenblick jegliches Wort. Er stand da und schien ins Leere zu blicken, überkommen von einer rätselhaften Melancholie. *Das stürmische Herz eines Künstlers*. Er sah mich an, als hätte ein Querschnittsgelähmter soeben die Definition von Gehen oder Stehen angezweifelt. Schließlich seufzte Fauche leise, fast wehmütig. „Ich habe Dich gerne hierher eingeladen, Nathan. Die letzten anderthalb Monate habe ich Dich genau beobachtet. Und weißt Du, was ich denke? Viele Leute suchen ein Leben lang nach dem, was Du hast, und sie finden es nicht. Du hast Talent. Aber ich fürchte, das reicht nicht. Vorher musst Du aufhören, so zu tun, als *wärest* Du ein Künstler. Du musst einer werden. Du musst den unverlöschlichen Glanz finden, den Du aus Dir strömen lässt, wenn Du künstlerisch tätig bist. Ich bin mir nicht sicher, ob er irgendwo in

Der Letzte Erbe

Dir steckt. Und ihn zu finden, dabei kann ich Dir nicht helfen. Tut mir Leid.“

Kapitel 2

Draußen tauchte die Abenddämmerung den Himmel in die Farbe menschlichen Blutes. Die Sonne, ein großer, roter Ball, hing tief und spiegelte sich im Wasser des nahe gelegenen Sees. Vom Meer drang das Geschrei wilder Möwen.

Monsieur Fauches Atelier war im Erdgeschoss eines braunen Giebeldachhäuschens mit weiß gestrichener Vortreppe und Türsturz untergebracht. Es lag mehrere Kilometer landeinwärts an einem flachen Hügelkamm und damit genau genommen ein Stückchen außerhalb von Étretat. Vor zwei Jahren, erfuhr ich, hatte ihn der Zufall ans Ufer dieses Sees geführt, wo er zu seinem Entzücken auf ein kleines, arg renovierungsbedürftiges Landhaus gestoßen war. Er erwarb es zu einem Spottpreis und ließ es in den Wochen darauf von ein paar illegal eingereisten Russen günstig instandsetzen, bis es seinen Vorstellungen jener Refugien entsprach, die Bonvivants des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts als Land- und Lustsitz gedient haben mochten.

Fauche, einem Bordeauxliebhaber, war nicht nach Ausgehen zumute. An Wochenenden hockte er auf seiner Veranda und machte es sich bei ei-

Der Letzte Erbe

nem guten Tropfen bequem, wobei er die Visionäre unter den französischen Klassikern wälzte und sich Oratorien ums Ohr wehen ließ. Einsamkeit und Musenküsse. Aus der Warte eines Künstlers kommt das wohl dem Paradies sehr nah.

Ich zog die Tür hinter mir zu, klemmte meinen Notizstapel unter den rechten Arm und schlenderte den Steg entlang. Dabei dachte ich unwillkürlich über das nach, was Fauche mir auf den letzten Metern mitgegeben hatte. Ich fühlte mich ziemlich mies. Nicht, weil ich die Geistesschärfe und die Menschenkenntnis eines Mannes unterschätzt hatte, der die Nähe zu anderen Leuten scheute, sondern weil er mit dem, was er sagte, Recht hatte.

Es stimmte: Zwar besaß ich ein Händchen für die Malerei, das mir irgendwie zugeflogen kam, so wie jemandem ohne eigenes Verschulden eine liebreizende Stimme zufällt. Aber mit der Kunst hatte ich nichts zu schaffen, das hatte ich nie. In den vergangenen Tagen hatte Fauche mir immer wieder eigenartige Fragen zu meinen Essays gestellt, und erst im Rückblick erkannte ich, dass er mich einer Prüfung unterzogen hatte. Der Verdacht, den er die ganze Zeit über gehegt haben musste, hatte sich schließlich erhärtet: Ich war nur eine Rohmasse. Mir fehlte das nötige Maß an

Julian Wangler

Ehrgeiz, Herzblut und Vision, die eine Person von seinem Schlage auszeichnet. Aus seiner Sicht musste ich etwas Unfertiges sein, eine Kopfgeburt ohne Unterleib, Makulatur in sich selbst. Er musste mich für einen begabten Technokraten halten, der durch einen kosmischen Unfall einen Funken seines künstlerischen Himmelslichts mitgekriegt hatte.

Ich hätte es schon früher merken müssen, dass Fauche nicht mit mir zurecht kam. Zwar hatte ich mich auf seine Eigenheiten einzustellen gelernt, aber die Reibungen waren immer da gewesen. Meine Seele war ihm nicht poetisch genug. Bei mehr als einer Gelegenheit hatte er beklagt, ich sei nicht beflissen, kein Philanthrop, und dass ich mich nicht für die hohen Genüsse von Bordeaux bis Berlioz scheren würde. Zweifellos hatte er sich jemand anderes unter mir vorgestellt, als er einwilligte, mich das Praktikum durchführen zu lassen. Bewerbungen waren schon immer keine verlässliche Sache. Und ich war Bernadier Fauches Ansprüchen nicht gerecht geworden.

Was mich am meisten ärgerte, war nicht sein harsches Urteil über mich, das ihm mit einem Hauch Endgültigkeit über die Lippen gekommen war. Nein, es war etwas anderes: Selbst dieser hinterweltlerische Farbendichter hatte mich gelesen

Der Letzte Erbe

wie ein offenes Buch. Er hatte die Zweifel gesehen, die beständig in meinem Innern am Werke waren. Er hatte mir ins Herz geblickt und erkannt, dass meine Bewerbung einer Laune der Geschichte entsprungen war, und dass ich unter anderen Umständen vermutlich nie zu ihm gekommen wäre.

Ich versuchte jemand zu sein, der ich im Grunde meines Herzens nicht war. Deshalb hatte er mir den Laufpass gegeben. In der Erwartung, ich müsse mit mir ins Reine kommen, bevor ich zu ihm zurückkehren würde. Aber das würde ich nicht. Seine Worte hatten die Erkenntnis in mir zutage gefördert, dass es nichts nützen würde. Der Schatten, der mich seither durchs Leben begleitete, ließ sich nicht abschütteln. Ich konnte ihn nicht überwinden, was ich auch tat. Ich konnte mir lediglich Illusionen machen. Aber die waren mit dem heutigen Tag zerstoßen. Einmal mehr waren sie das, aber diesmal umso bitterer.

Man nannte mich zwar einen Studenten der Kunstgeschichte, doch die Beweggründe, die mich zur Kunst führten, waren wenig überzeugend. Die meisten Leute, die dieses Fach studierten, hatten sich eingeschrieben wegen eines besonderen Verhältnisses zur Malerei. Ein besonderes Verhältnis, gut, das hatte ich so gesehen auch. Aber bei mir

Julian Wangler

entsprang dieses Verhältnis niemals etwas Positivem, einem noblen Gefühl – oder gar Liebe. Für mich war die Kunst kein Schaffensreich als vielmehr ein Refugium. Ein Ort, an dem ich Schutz suchte vor dem gleichgültigen Glotzen des Himmels, wo ich mich ablenkte, aufwärmte von dem, was unwiderruflich vergangen war.

Es war wirklich nur eine Laune der Geschichte gewesen. Eine Laune, die seit sieben Jahren in mir wummerte und nach ihrem Ausdruck suchte. Die Zeichnerei war das Einzige, was mir je etwas bedeutet hat. Das Einzige, was mir geblieben war. Sie war ein schwacher Trost. Wenn mein Herz des Nachts in unendlicher Sehnsucht nach Margaret schwoll, nahm ich Stift und Pinsel in die Hand. Für mich war die Malerei wie ein Schmerzmittel gewesen. Ich hatte mich ihrer bedient, um etwas zu unterdrücken, nicht um etwas freizusetzen. Diesen wesentlichen Unterschied musste Fauche gemeint haben. Ich hatte mir tatsächlich eingebildet, eine Brücke gefunden zu haben, über die ich langsam, aber sicher zurückfinden konnte in dieses Leben. Ich hatte weit gefehlt.

Jetzt stand ich wieder am Anfang. Fauche hatte mich zurückgewiesen, und ich war erneut auf der Suche nach einem Platzhalter für den Sinn, der mir vor sieben Jahren in einer finsternen Nacht

Der Letzte Erbe

geraubt worden war. Ich war wieder auf der Flucht vor mir selbst, ohne einen Anker.

Auf dem Schotterparkplatz unter zwei großen Eichen wartete mein dunkelgrüner Wagen auf mich. Jedes Mal, wenn ich ihn so sah, umklammerte eine harte Hand mein Herz. Wie gerne waren Margaret und ich damit durch die Gegend gefahren? Der Wind, der durch ihr langes, wunderbares Haar fuhr, und es flattern ließ. Ihr Lachen, ihre Stimme. Leise seufzend, stieg ich ins Auto, das genauso ein Relikt war wie ein zu großer Teil von mir selbst.

Während ich noch einmal auf das Haus mit dem Atelier blickte, beschlich mich das deutliche Gefühl, dass alles gesagt worden war und mein Aufenthalt hier seinem Ende entgegensah. Ich war wieder Vagabund. Es war wohl an der Zeit, nach Dublin zurückzukehren und etwas Neues zu versuchen. Ich fasste den Plan, Monsieur Fauche gleich morgen in aller Frühe anzurufen und mein Praktikum bei ihm abzurechnen. Er würde nicht überrascht sein. Etwas anderes hatte er schließlich nicht bezwecken wollen. Und es hätte gewiss nichts geändert, hätte ich ihm von Margaret erzählt. Er war ein Mann der Leidenschaft, nicht des Mitleids.

Julian Wangler

Ich warf den Motor an und fuhr los, Richtung Étretat, zu meiner Pension. Ich gab meinem kleinen Wagen die Sporen. Links und rechts flog die Landschaft vorbei, keine Menschen, keine Tiere in Sicht, nur saftiges Gras und vereinzelt Bäume. Und dann diese Bushaltestelle, an der ich im nächsten Moment vorbeirauschte.

In der Ferne sah ich eine Gestalt. Eine Frau. Eine *junge* Frau, die einen cremefarbenen Mantel trug. Sie war ganz allein, sonst weit und breit niemand.

Allein mein Anstand verbot mir, weiterzufahren. Ich hielt an.

„Bonjour, Mademoiselle. Kann ich Sie ein Stück mitnehmen?“

„Oh, das wäre sehr freundlich.“

Ein sehr hübsches Mädchen. Ich öffnete ihr die Beifahrertür, und sie stieg ein.

„Ich weiß das Angebot wirklich zu schätzen.“, sagte sie. Sie war etwas errötet und außer Atem. „Ich habe gerade den Bus verpasst. Und die Fahrer hier zählen nicht zur freundlichsten Sorte.“, setzte sie nach.

„Kein Problem. Wohin möchten Sie?“

„Ach, die Richtung ist schon gut. Sie können mich an der nächsten Bushaltestelle 'rauslassen. Ich muss dann später noch weiter Richtung Süden.“

Der Letzte Erbe

Wir fuhren los. Aber schon in Kürze wurde mein Blick wie durch magische Kraft von der Straße weggelenkt. Unter ihrem Mantel wurde ein kurzes Kleid sichtbar. Sie hatte makellose Beine, die aussahen, als wären sie aus weißem Porzellan gefertigt.

„Finden meine Beine Ihre Zustimmung?“

„Ähm...was?“ Ehe noch mehr Blut in meine Wangen schoss oder ich gar einem peinlichen Schweißausbruch erlag, entschloss mich für eine Flucht nach vorn. „Entschuldigen Sie, das war wirklich ungehörig von mir. Aber sehen Sie: Das einzige weibliche Wesen, mit dem ich in letzter Zeit zu tun hatte, war meine Haushälterin. Und die hat die Fünzig schon überschritten. Ich bin wohl etwas...“ Ich unterbrach mich, als ich merkte, dass es mir nicht gelungen war, ihr ein besänftigtes Lächeln abzurufen. „Außerdem erinnern Sie mich an meine Frau. Sie sah Ihnen ähnlich, wissen Sie?“

Die Brauen der schönen Dame zuckten einen Millimeter nach oben. Kurz begegnete ich ihren hellblauen Augen. „Wieso sprechen Sie in der Vergangenheit von ihr?“, wiederholte sie unsicher.

„Sie ist vor sieben Jahren ums Leben gekommen. Sie hatte die gleiche Haut wie Sie, und auch die

Julian Wangler

gleichen Haare. Ja.“, dachte ich laut. „Sie war Ihnen wirklich *sehr* ähnlich. Es ist beinahe verblüffend.“

Anfänglich schien sie nicht zu wissen, was sie darauf entgegen sollte. „Das tut mir Leid, das mit Ihrer Frau. Und seitdem...“

„Ja,“, griff ich auf und lächelte dünn, „seitdem habe ich mich für keine Frau mehr interessiert.“ Etwas überkam mich, als ich sie wieder kurz in Augenschein nahm. Ein bittersüßer Schmerz, gegen dem man sich kaum widersetzen konnte. „Das alles muss sich ziemlich melodramatisch für Sie anhören. Aber in dem Moment, als ich sie sah, kehrten die Erinnerungen zurück. Ich kann nichts dafür. Sie können sich nicht vorstellen, was für eine wunderbare Frau sie war. Sie war damals in Ihrem Alter. Sie war...“ Der Satz zerfaserte. Ich hatte mich unterbrochen. War ich eigentlich von Sinnen? In welche Situation brachte ich sie da überhaupt?

Eine Weile schwiegen wir. Die Sonne fiel schräg ins Auto und blendete.

„Sie sind Engländer, nicht?“

„Ire. Ich bin Ire. Aus Dublin. Erkennen Sie nicht den Dialekt?“

„Tut mir Leid, in so was bin ich sehr schlecht.“, eröffnete sie, obwohl ich ihr Englisch höchst pas-

Der Letzte Erbe

sabel fand. „Ich kann kaum feststellen, ob jemand aus der Provence oder dem Non-Pas-de-Calais kommt.“

Ich nickte. „Bei den vielen irischen Dialekten geht mir das genauso.“

„Ein Ire. Also, Engländer verirren sich von Zeit zu Zeit hier. Es heißt, sie hätten schon die halbe Küste aufgekauft. Meistens bleiben sie nur kurz – zum Urlaub oder so – und huschen dann sofort über den Ärmelkanal zurück auf ihre Insel. Aber Iren habe ich hier noch nie gesehen.“

„Nicht so wild.“, meinte ich. „Ich werde wohl ohnehin die Tage abfahren.“

„Was haben Sie hier gemacht, hier in Étretat? Und sagen Sie jetzt nicht, Sie hätten den Wein genossen. Das wäre eine wirklich billige Ausrede – zumal jeder weiß, dass der so genannte Wein hier noch schlechter ist als sein Ruf.“

Mir gefiel ihre leicht schnippische Art. Ich empfand sie als Herausforderung, ein Spiel, auf das ich mich dankbar einließ. „Wo denken Sie hin? Ich bin hergekommen, um die schönen Frauen zu genießen.“ Sie betrachtete mich unverwandt, und ich räusperte mich, um die verfängliche Antwort schnell vergessen zu machen. „Ich ähm... Ich habe ein Praktikum gemacht.“

Julian Wangler

„Ein Praktikum. Das klingt interessant. Und wo, wenn ich fragen darf?“

„Bei Monsieur Fauche. Er ist -...“

„Maler.“, schnitt sie mir das Wort ab. „Ja, ich kenne ihn.“

„Im Ernst?“ Ich hoffte, nicht allzu verblüfft zu klingen. In einem Tausend-Seelen-Dorf wie Étretat darf man wohl annehmen, dass die Leute sich untereinander kennen. „Wenn das kein Zufall ist.“

„Ich heiße übrigens Cecile Friant. Ich arbeite im örtlichen Sanatorium als Krankenschwester.“

Eine Krankenschwester. Das erklärte natürlich ihre reizende Erscheinung. Hieß es nicht, wenn man eine hübsche Frau suche, müsse man sich am besten einen Arm oder ein Bein brechen? „Angenehm.“, entgegnete ich. „Mich nennt man Nathan Quinn.“

Sie schien über meine Worte von vorhin nachzudenken. Zuletzt schürzte sie die vollen Lippen. „Ich denke, Sie brauchen einfach nur noch etwas mehr Zeit für sich, Mister Quinn. Was Ihnen widerfahren ist, verheilt nicht so schnell. Aber eines Tages wird es das. Davon bin ich überzeugt.“

Wenn sie diese Worte aussprach, fiel es leichter, daran zu glauben, fand ich. Es war eigenartig. Wie eine Reise in die Vergangenheit.

Der Letzte Erbe

Nach weiteren zehn Minuten der Fahrt setzte ich sie ab.

„So, da wären wir. Und es ist auch die richtige Bushaltestelle?“

„Ist sie.“, sagte Cecile. „Hier gibt es nicht so viele davon.“

„Wie sieht es aus? Haben Sie heute Abend schon etwas vor?“ Ich wusste nicht, was mich ritt. „Wir ähm... Wir könnten später einen Schluck trinken gehen. Was halten Sie davon? Ich lade Sie ein. Ich würde mich gern etwas mit Ihnen unterhalten.“

Sie schien darüber nachzudenken. Einen Moment begann ich zu zweifeln. „Wenn es Ihnen nichts ausmacht, erst gegen zehn loszuziehen? Bis dahin geht meine Schicht.“

„Nein, gar nicht. Ich hole Sie ab, okay?“

Sie erklärte sich einverstanden. Dann trennten wir uns. Bevor sie im Rückspiegel verschwand, wandte sie sich um und winkte mir zu.

Kapitel 3

Wie vereinbart, holte ich Cecile um zehn am Sanatorium ab. Wir fuhren hinein nach Étretat und ließen uns in einem urigen Fischrestaurant im Promenadengässchen nieder. Eigentlich war es mehr ein Pub als ein Lokal. Cecile stach aus der Masse von älteren Herren hervor, die sich hier tummelten und palavernd einen Geruch nach Bier und Zigarrenqualm verströmten. Sie roch so gut, selbst noch in dieser Umgebung. Ihre Anwesenheit war eine Wohltat.

Ich hatte sie vom ersten Augenblick an gemocht. Etwas an ihr war einzigartig, und es war wohl der Anlass gewesen, warum ich sie um diese Verabredung gebeten hatte. Je später der Abend wurde und je länger wir uns unterhielten, desto mehr merkte ich, dass mir jemand gefehlt hatte, mit dem ich wieder richtig reden, ja, dem ich mich anvertrauen konnte. Ich breitete ihr aus, was ich in den sechs Wochen an der französischen Küste erlebt hatte. Anfangs hatte ich die Sorge, sie damit zu langweilen. Aber als sie mich dann nach meinen Beweggründen fragte, hergekommen zu sein, sprudelten die Sätze nur so aus mir heraus. Ich erzählte ihr von dem Lauf, den mein Leben nach

Der Letzte Erbe

Margarets Tod genommen hatte. Von dem sehnächtigen Bestreben, irgendwo einen neuen Anfang setzen zu wollen. Von der Niederlage, die ich ein ums andere Mal und gerade wieder erlitten hatte.

Nachdem ich mit meinen Worten an ein vorläufiges Ende gelangt war, faltete sie die zarten Hände vor sich. „Wenn Sie meine Meinung hören wollen: Ich denke, dass Sie sehr viel Mut bewiesen haben.“

„Mut?“ Ich lächelte müde. „Wo war ich denn mutig?“

„Sie waren bereit, nach einem neuen Anfang zu suchen. All die Jahre weigerten Sie sich hartnäckig, an dem Unglück zugrunde zu gehen, das Ihr Leben heimgesucht hat. Das ist bewundernswert.“

Bewundernswert, ich..., hallte es hinter meiner Stirn wider. Soeben wurde ich einmal mehr Zeuge eines besonderen Winkelzugs im Leben: Man wird immer zu dem, was man in den Augen derer zu sein scheint, die man begehrt.

„Finden Sie?“

„Andere Leute hätten sich vergraben. Sie wären wahrscheinlich an ihrem Leiden zerbrochen.“

„Manchmal glaube ich, das kommt erst noch.“

„Nein. Sieben Jahre sind dafür eine zu lange Zeit.“

Julian Wangler

„Ja, das sind sie wirklich. Und es hat meist an Leuten gefehlt, denen man einfach seine Seele ausschütten kann, wenn einem danach zumute ist.“

Sie schlug ihre langen Wimpern nieder. „Jetzt sind Sie hier, und ich mag es, Ihnen zuzuhören.“

„Ach wirklich? Und ich langweile Sie nicht doch?“

Ihre Antwort bestand in einem Lächeln. Ihre blassen Lippen teilten sich und entblößten weiße Zähne. Angenehme Wärme breitete sich in mir aus, und ich konnte nicht anders, als das Lächeln zu erwidern.

„Und was diesen Fauche angeht.“, setzte sie melodisch hinterher. „Machen Sie sich wegen dem keine Vorwürfe.“

Meine Finger umspielten das Glas vor mir. „Jetzt habe ich Ihnen so viel über mich erzählt, und ich weiß noch so wenig über Sie.“

„Da gibt es nicht so viel zu erzählen. Wo wollen Sie anfangen?“

„Zum Beispiel bei Fauche. Heute Nachmittag sagten Sie mir, Sie würden ihn kennen. Woher?“

Sie rollte die Augen. „Nun, das liegt ein Weilchen zurück. Er war früher mein Chef.“

Der Letzte Erbe

„Ihr Chef? Doch nicht im Sanatorium.“ Ein beängstigender Gedanke, sich Fauche mit seiner Basenmütze als Weißgekittelten vorzustellen.

„Nein, da arbeitete er noch an der Sorbonne.“

„Sorbonne?“ Meine grauen Zellen ratterten. Ich erinnerte mich, dass Fauche etwas erwähnt hatte. Von einem Lehrstuhl. Da blitzte es vor meinem geistigen Auge auf. „Sie meinen in Paris? Sind Sie etwa Studentin?“

„Ich war's, früher. Jetzt nicht mehr.“ Sie kicherte. „Sie können sich nicht vorstellen, wie griesgrämig Fauche geguckt hat, als er mich in Étretat wieder angetroffen hat. So klein kann die Welt sein. Und na ja...“ Sie beugte sich vor, spitzte die Lippen und sagte frech: „C'est la vie.“

„Sie mögen ihn nicht?“

„Kann man so sagen.“, erwiderte Cecile. „Ich schätze, das beruht voll und ganz auf Gegenseitigkeit. Man könnte sogar behaupten, hier haben Sie es mit einer der wenigen Konstanten im Universum zu tun, Mister Quinn.“

Die niederträchtigen, kleinen Konflikte. Selbst in Frankreich schienen sie nach dem üblichen Muster zu verlaufen. Ich betrachtete sie. „Und hier in Étretat führen Sie ein genauso freigeistliches Leben wie ich?“

Julian Wangler

„Ja, ich lasse mir von nichts und niemandem etwas vorschreiben und genieße das Leben aus vollen Zügen.“ Sie hatte den Satz in einem Stakatto formuliert, das mir gefiel. Mir gefiel alles an ihr. „Bis auf eine kurze Zeit.“, fügte sie anbei. „Da war ich verheiratet.“

Die Kinnlade stand mir offen. „Es ist jemandem gelungen, Ihnen die Fesseln der Ehe anzulegen? Und nachdem er es geschafft hat, den Panzer zu knacken, hat er Sie wieder gehen lassen?“ Ich ächzte. „Dieser Kerl muss der größte Versager von allen sein.“

„Versager.“, rollte Cecile über die Zunge. „Ich bitte Sie, das ist ja noch geschmeichelt.“

„Hat der Typ auch einen Namen?“ Ich griff nach dem Glas, um meinen trocken gewordenen Gaumen wieder zu befeuchten.

Just in diesem Moment erwiderte sie wie unschuldig: „Bernadier Fauche.“

Eine Fontäne verteilte sich über meinen Teller und darüber hinaus.

„Geben Sie's zu: Sie haben extra gewartet, bis ich getrunken habe.“

Cecile konnte sich vor Lachen kaum noch halten.

Der Letzte Erbe

Schließlich schlug Cecile eine nächtliche Kahnpartie vor. Das Meer war still und ich nicht in der Verfassung, das Angebot auszuschlagen. An der geschützten Bucht lieferten sich zwei Bootsverleiher, die ihre besten Tage bereits hinter sich zu haben schienen, Rabattschlachten. Wir entschieden uns für einen.

Wir liefen den Steg entlang und sprangen ins Boot. Cecile setzte sich im Schneidersitz vor mich, während ich die Paddeln in die Hand nahm und zu rudern begann. Wir fuhren nicht weit hinaus, nur ein paar zig Meter. Dann zog ich die Paddeln ein, und wir ließen uns treiben.

Wir redeten eine Weile. Bald schon lachten und sprachen wir vor dem Hintergrund des matt erleuchteten Étretat wie zwei alte Freunde. Cecile schien immer das auszusprechen, was mir gerade durch den Kopf ging. Es kümmerte sie nie, welchen Eindruck sie machte. Genau wie Margaret, als ich sie kennen lernte. Es war seltsam. Sieben Jahre hatte ich keine Frau an mich heran gelassen. Aber Cecile war es in wenigen Stunden gelungen, mir den Kopf zu verdrehen.

Ich blickte hoch. Der Morgenstern leuchtete hell am Gestirn. „Haben Sie schon mal Sternschnuppen hier gesehen?“

Julian Wangler

„Ja, mehrfach. Ich habe mir jedes Mal etwas gewünscht. Wie man es von einem artigen Mädchen erwartet.“

„Und, sind Ihre Wünsche in Erfüllung gegangen?“

Sie lächelte dünn, sagte aber nichts. Sie legte den Kopf in den Nacken und ließ sich langsam nach hinten sinken.

„Sagen Sie, was macht ein hübsches Mädchen wie Sie, wenn es nicht mehr studiert?“

„Das, was man an einem Ort wie diesem macht.“, erwiderte sie. „Zur Ruhe kommen. Ich hätte ein hektisches Leben haben können. Aber ich ziehe dieses hier vor. Die Einfachheit der meisten Dinge. Die meisten Menschen haben vergessen, wo sie ursprünglich herkommen.“

Mich beschlich eine Ahnung, was Sie meinte. Sie sprach vom Paradies. Ich fragte nicht nach.

Stattdessen begnügte ich mich damit, Zeuge zu sein. Im Licht des Morgensterns fand ich heraus, dass eine Stelle an Cecile noch schöner war als ihre Beine. Es war ihr Gesicht. In ihren Augen über den hohen Wangenknochen spiegelte sich der Kosmos. Entzückt und betört schaute ich sie an, spürte aus der geringen Entfernung, die unschied, ihre Körperwärme und nahm ihren Duft in mich auf.

Der Letzte Erbe

„Nathan?“

„Ja?“

„Ich habe einen Wunsch.“

Instinktiv hob ich den Kopf und hielt nach einem Kometen Ausschau.

„Nicht so einen.“, sagte sie. „Ich möchte, dass Sie mich zeichnen. Gleich morgen.“

Als ich sie vor ihrer Wohnung aussteigen ließ, war es bereits drei Uhr morgens. Die Zeit war verflogen.

„Es hat viel Spaß gemacht mit Ihnen. Ich glaube, heute habe ich so viel gelacht, es reicht für ein ganzes Leben.“

Sie zwinkerte mir liebevoll zu. „Davon kann man nie genug haben.“

Wie Recht sie hatte. In ihrer Gegenwart konnte man wirklich nie genug davon haben. Mir kam wieder ihr eigenwilliger Wunsch in den Sinn. Etwas mulmig war mir schon dabei. War es richtig gewesen, mich dazu breitschlagen zu lassen? „Wann ähm... Wann möchten Sie, dass ich morgen vorbei komme?“

Sie schien meine Sorge zu kennen. „Sie müssen keine Angst haben, Nathan.“, sagte sie sanft. „Rufen Sie mich vorher an. Ab neun arbeite ich wieder im Sanatorium, aber am Nachmittag können

Julian Wangler

wir uns gerne treffen. Hier ist meine Telefonnummer.“

Cecile öffnete ihre Handtasche und schrieb ihre Nummer auf einen Zettel, den sie mir durchs offene Wagenfenster reichte. Dann drehte sie sich um und ging auf das Gebäude zu. Eine Windböe erfasste die Schöße ihres Mantels und zeigte mir noch einmal ihre schönen Beine.

Ich fuhr an. Einen Augenblick schien mir, ich hätte im Rückspiegel die Glut einer Zigarette gesehen, die sich in die klare Luft verflüchtigt. Vermutlich nur irgendein Lichtwurf.

Als ich in der Pension eintraf, verriegelte ich die Tür und ging als erstes zu meinem Tagebuch. Ich schlug die nächste freie Seite auf und notierte, durchdrungen von Euphorie, eine einzelne Frage: *Die Tage, an denen wir unterzugehen glauben, sind dies die Tage, an denen wir errettet werden?*

Dann klingelte das Telefon. Seitdem ich hier wohnte, hatte mich noch nie ein Anruf ereilt, und dann noch um diese Uhrzeit.

Verunsichert hob ich den Hörer von der Gabel. „Nathan Quinn?“

„Mister Quinn, es war gar nicht so leicht, Sie ausfindig zu machen.“ Die Männerstimme war tief, und sie sprach irisch. „Mein Name ist Shane

Der Letzte Erbe

McCormac. Ich bin der zuständige Inspektor für Cumbery Island.“

„Cumbery.“, sprach ich der Stimme leise nach.

„Ja, Mister Quinn.“ Eine Pause entstand am anderen Ende der Leitung. „Ich fürchte, ich habe schlechte Neuigkeiten für Sie.“

Kapitel 4

Es war sechzehn Uhr, als ich am nächsten Tag vor Ceciles Tür stand, meinen privaten Malkasten in der einen und einen Zeichenblock in der anderen Hand. Leicht nervös, streckte ich einen Finger aus und läutete. Sie ließ mich ein.

Im Innern ihrer Wohnung schwirrte derselbe süße Duft, den auch sie um sich herum verströmte. Ich glaubte nicht, dass der Geruch auf ein Parfüm zurückging als er vielmehr eine betörende Mischung war. Ihr barer Körper war daran beteiligt, und die Bedingungen dafür standen gut: Cecile war in ein kurzärmeliges Kleid gehüllt, das ihre Kurven dezent betonte. Ihr Dekollete war weit ausgeschnitten und einladend.

Im größten Raum, der ihr zugleich als Wohn- und Schlafzimmer diente, stand eine bunte Vielzahl von prächtig gediehenen Blumen auf der Fensterbank. Eine antiquarische Uhr schlug im Hintergrund leise den Takt. Alles war sauber und badete im Sonnenlicht, das in schrägen Quäntchen durch die auf Halbmast stehenden Jalousien sickerte. Überall in der mit viel Detailliebe voll gestopften Wohnung stieß man auf kleine Welten. In mir kam der Eindruck auf, dass jeder Winkel

Der Letzte Erbe

dieser Einrichtung ein getreuer Ausdruck von Ceciles Charakter war.

Zuerst führte sie mich auf ihren kleinen Balkon. Die Wohnung lag im dritten Stock, sodass sich über die niedrigen Dächer von Étretat ein hervorragender Ausblick erbot, der bis zum Meer reichte. Anschließend offerierte sie mir einen Früchte-tee, den ich nicht ausschlug. Als wir einander gegenüber saßen und ich vorsichtig meine Tasse zum Mund hob, war ich überzeugt, auch noch im mir entgegenströmenden Aroma Ceciles aprikosene Essenz auszumachen.

Hätte ich es nicht besser gewusst, hätte ich geglaubt, meine Wahrnehmung erlaubte sich einen Streich. Es war alles wie nicht von dieser Erde. Und dann wieder doch, wenn ihr Anblick mit meinen Erinnerungen an Margaret verschmolz. *Oh, Cecile.* Sie schmachete mich. Ich konnte nichts dagegen unternehmen, und ich wollte es auch nicht. Mein persönlicher Horizont, der sich in der gestrigen Nacht abermals verfinstert hatte, schien hier frei, geklärt von allem Übel.

Und doch bewirkte der Gedanke an das gestrige Telefonat, dass sich meine Stimmung jäh wieder eintrübte. Mit Unbehagen dachte ich daran, dass sich meine Vorahnung, die mir nach Verlassen von Fauches Atelier gekommen war, eindrucks-

Julian Wangler

voll bestätigte. Der Aufenthalt jenseits des Ärmelkanals *war* beendet, zumindest vorerst. Ich würde dorthin zurückkehren müssen, wo es mich am allerwenigsten hinzog. Ins Reich meiner eigenen Abgründe.

Cecile wurde auf mich aufmerksam. Sie lehnte sich vor, sodass ich mich versucht gefühlt hätte, meinen Blick wandern zu lassen. Doch heute hatte ich mich im Griff. „Irgendetwas haben Sie, oder? Ich sehe es in Ihrem Gesicht.“

„Ach ja?“ Ich versuchte, ihr ein Lächeln zu schenken, aber so richtig wollte es mir nicht gelingen.

„Ja.“, beteuerte sie und musterte mich eingehend. „Da sind viele Schatten, die gestern nicht da waren. Sie können mir ruhig glauben, Nathan.“

Es war verblüffend. Nach nur einem Tag kannte sie mich besser als ich mich selbst zu kennen glaubte. Bei jeder anderen Person wäre mir das nicht sehr recht gewesen. Aber Cecile, entschied ich, durfte dieses Privileg genießen.

Nachdem ich für ein paar Sekunden geschwiegen hatte, lockerte sich tatsächlich meine Zunge. „Was soll’s.“, murmelte ich. „Sie haben Recht. Es ist wirklich etwas passiert. Ich erfuhr es gestern, nachdem ich Sie zurückgebracht habe.“

„Was, so spät?“

Der Letzte Erbe

Ich nickte. „Es war ein gewisser Inspektor McCormac.“

„Ein Ire?“

„Mhm. Er hat mich darüber in Kenntnis gesetzt, dass Sir Anthony Quinn gestorben ist. Er war mein Großvater.“

Instinktiv fuhr sie sich mit einer Hand an den Hals. „Aber das ist ja schrecklich.“

„Ich denke noch darüber nach, was ich davon halten soll. Um ehrlich zu sein: Meine Familie und ich, wir standen uns nie sonderlich nah. Als ich sie vor sieben Jahren verließ, war es ein Befreiungsschlag. Zu diesem Zeitpunkt lebten nur noch meine Tante, meine Großmutter und mein Großvater dort. Zu keinem von ihnen hatte ich ein gutes Verhältnis.“

„Ich verstehe. Und jetzt, da Ihr Großvater tot ist...“ Cecile unterbrach sich. „War er der Letzte, der dort gelebt hat?“

„So ist es. Daher werde ich zurückkehren müssen, um seine Beerdigung zu arrangieren. Außerdem wird jetzt, da das Haus leer steht, der zuständige Notar aktiv. Ich muss mich mit ihm in Verbindung setzen.“ Daraufhin ächzte ich leise. „Eigentlich war ich nie besonders versessen darauf, aber jetzt ist es so gekommen, wie es kommen musste. Wie heißt es so schön? Blut ist dicker als

Julian Wangler

Wasser. Die Familie holt einen ein, selbst mit kalter Hand.“

„Wann haben Sie vor, abzureisen?“, fragte sie.

„Bald. Sehr bald. Am besten noch heute.“

„In Ordnung. Dann würde ich Sie gerne begleiten.“

In einer Mischung aus freudiger Überraschung und Missmut starrte ich sie an. „Cecile... Ich fürchte, das ist keine so gute Idee. Sie wissen nicht, worauf Sie sich da einlassen, und wir -...“

„Ich denke aber schon. Ich stehe Ihnen bei. Abgesehen davon, dass ich Sie so einfach nicht gehen lasse.“

„Hören Sie, Cecile, Sie sind wirklich wahnsinnig nett, und Ihre Fürsorge ehrt Sie. Doch... Doch ein paar Dinge habe ich Ihnen nicht erzählt.“

„Dann ist das jetzt die Gelegenheit, es nachzuholen.“, schlug sie vor.

Ich las die Aufforderung in ihren Worten, und meine Lippen teilten sich zaghaft. „Ich sagte Ihnen, ich käme aus Dublin. Aber das ist nicht der Ort, an dem ich geboren wurde. An dem meine Familie gelebt hat.“

Sie maß mich mit durchdringendem Blick. „Sie *sind* gar kein Ire.“

„Doch, doch, das schon.“, sagte ich. „Meine Familie entstammt einem alten Adelsgeschlecht. Die

Der Letzte Erbe

besten Zeiten lagen schon vor hundert Jahren hinter ihr. Ihr machte zu schaffen, dass sie keine großen Köpfe mehr hervorgebracht hat. Der Großteil ihres Hab und Guts konzentriert sich auf einer kleinen Insel namens Cumbery, ziemlich weit ab vom irischen Festland. Dort befindet sich der Landsitz der Quinns.“

Ceciles blaue Augen wuchsen. „Für mich hört sich das reichlich verwegen an.“

„Ich empfand es zumeist eher als sehr bedrückend.“, klärte ich sie auf. „Es ist nicht wie Étretat, das zwar abgeschieden, aber trotzdem an die moderne Welt angebunden ist. Wer auf Cumbery lebt, der hat es sehr viel schwerer.“

„Vermutlich haben die, die dort leben, ihre Entscheidung gefällt.“

„Für meine Familie galt das auf jeden Fall. Die Tradition stand immer über allem, so lang ich denken kann. Sie können sich nicht vorstellen, was für ein Kampf es war, mich loszureißen. Niemand hat je eine Geste der Liebe gezeigt, aber groß waren sie alle darin, mich zum Bleiben zu bewegen. Sie haben Druck ausgeübt und sämtliche Register gezogen. Ich werde nie vergessen, wie mich meine Großmutter einen Blutschänder fluchte, als ich mit gepackten Koffern durch das Hauptportal zu meinem Wagen ging.“

Julian Wangler

Cecile legte ihre Hand auf die meine. Ihre Haut fühlte sich warm und geschmeidig an. „Das alles haben Sie wirklich nicht verdient, Nathan.“

„Man kann sich die Familie nicht aussuchen. Zumindest kann ich mich nicht entsinnen, das vor meiner Geburt getan zu haben.“

„Sind Sie jemals nach Cum...“

„Cumbery.“, half ich ihr.

„Sind Sie jemals dorthin zurückgekehrt in diesen sieben Jahren?“

„Zwei Jahre, nachdem ich ging, verstarb meine Großmutter. Sie hatte sich mit ihrer Tochter überworfen und war sehr unglücklich geworden. Von meinem Großvater erfuhr ich, dass sie nichts mehr gegessen und getrunken hatte. Das kann einem alten Körper schnell den Rest geben. Wir beerdigten sie und sprachen nicht viel. Danach fuhr ich wieder weg. Doch jetzt... Jetzt wird der Aufenthalt ausgiebiger sein müssen. Ich bin tatsächlich der letzte Quinn. Eine verrückte Vorstellung.“

„Was ist mit Ihrer Tante?“, wollte Cecile wissen.

„Tante Mary heiratete in eine walisische Familie ein, die den Quinns niemals grün war. Das ist noch gelinde ausgedrückt. Das war der Grund, weshalb Großmutter sich mit ihr überworfen hatte. Großvater war noch zorniger über Marys

Der Letzte Erbe

Schritt. Er sagte ihr, er würde sie testamentarisch entretten. Und nicht nur das: Mary sollte auch kein Anrecht mehr auf das Familiengrab haben.“

Mein schönes Gegenüber runzelte die Stirn über die Kompliziertheit der Dinge. Mit nachdenklichem Ausdruck entfernte sie sich eine widerpenstige Strähne aus dem Gesicht. „Also, eines verstehe ich immer noch nicht so ganz. Warum sind Sie damals weggezogen? War es nur wegen der Abgeschlossenheit der Insel und wegen des schlechten Verhältnisses zu Ihren Angehörigen...oder etwa auch wegen Ihrer Frau? Kannten Sie sie da schon?“

Mir war klar, dass wir des Pudels Kern erreicht hatten. „Ja, ich kannte sie schon, in gewisser Weise stimmt das. Der Hauptgrund für mein Weggehen damals *war* Margaret. Aber nicht, weil ich mit ihr ein neues Leben anfangen wollte. Cecile, vor sieben Jahren ist sie dort verbrannt. In Bloodriver Castle.“

Wir kamen überein, die Malerei zu verschieben. Aufgeschoben war nicht aufgehoben. Ich versprach Cecile, ihr ihren Wunsch in absehbarer Zeit zu erfüllen. Meinen Wunsch erfüllte sie mir indes nicht. Sie bestand darauf, mich nach Cumbe-ry zu begleiten. Ich wusste nicht, was ich davon

Julian Wangler

halten sollte. Wir kannten uns gerade einen Tag. Nicht gerade eine belastbare Grundlage, auf der ich sie ins Schattenreich meiner schmerzvollen Vergangenheit mitnehmen konnte. Auf der anderen Seite muss ich im Rückblick zugeben, dass sich mein Argumentieren und meine innere Verfassung widersprachen. Ein verborgener Teil von mir hatte auf Ceciles Hartnäckigkeit gesetzt und gehofft, sie würde sich durchsetzen.

So kam es dann auch. Wir vereinbarten, uns am Abend wieder zu sehen. In der Zwischenzeit, sagte sie, würde sie ein paar Sachen packen und sich bei ihrem Chef melden. Ihr stünden nach zahlreichen geleisteten Überstunden ohnehin noch ein paar freie Tage zur Verfügung, die sie zu nutzen gedachte. In der Zwischenzeit würde es meine Aufgabe sein, vier Tickets für eine Fährenüberfahrt zu organisieren. Zwei, um nach Plymouth zu gelangen und zwei, um von dort aus mit einem kleineren Schiff zu den äußeren Inseln weiterzufahren. Ich hoffte, dass es so kurzfristig noch einen Stellplatz für meinen Wagen geben würde.

Ein Reisebüro in Étretat, das Cecile mir empfahl, leistete gute Dienste. Ich ergatterte eine der letzten Reservierungen und trat zufrieden zehn Minuten vor Ladenschluss ins Freie. Draußen zeigte sich das malerische nordfranzösische Dorf noch

Der Letzte Erbe

einmal von seiner besten Seite. Wieder einer dieser hinreißenden Sonnenuntergänge, der das Örtchen überspannte und die eindrucksvollen Kreidefelsformationen links und rechts der Bucht violett illuminierte. Während mir die frische Küstenluft um die Nase wehte, ließ ich vor meinem geistigen Auge Revue passieren, was ich in den zurückliegenden sechs Wochen erlebt hatte. Die Begegnung mit Cecile war fraglos der Höhepunkt gewesen. Sie war der Lichtblick, jede ihrer anmutigen Gesten schier ein Talisman für meine gemarterte Seele. Wenn ich an sie dachte, dann schien es ein Morgen zu geben, dann war es wert, darum zu kämpfen. Eigenartig beflügelt fühlte ich mich in einem Augenblick. Obwohl ich wusste, was auf mich zukam, war ich seltsam im Reinen mit mir selbst.

Monsieur Fauche würde ich keine Träne hinterher weinen. Doch in einem hatte er dennoch Recht gehabt: Ich würde aufhören, jemand zu sein, der ich nicht war. Cecile war der Schlüssel dazu, sie verlieh mir die nötige Kraft. Eines Tages würde ich sie zeichnen, und dann würde ich es tun wie ein *wahrer* Künstler, denn sie war meine urpersönliche Inspiration. Eine Kunst, die ihr eigener Anfang und ihr eigenes Ende war. Sicher hatte Fauch nicht beabsichtigt, mich ausgerechnet

Julian Wangler

mit der Frau zusammenzuführen, mit der er genau drei Wochen verheiratet war, ehe sie ihm den Laufpass gab und sich davor bewahrte, als das Heimchen eines Mannes zu enden, der sich selbst zu sehr liebte, um ihre Gegenwart richtig zu schätzen. Doch nahm man es genau, musste ich ihm zu Dank verpflichtet sein. Und das war ich auch. Jeder Moment in Étretat war nicht umsonst gewesen. Hier hatte etwas Neues seinen Ausgang genommen, und zum ersten Mal seit sieben Jahren war ich begierig, herauszufinden, was es war.

Kapitel 5

Wir würden die Fähre ab Le Havre nehmen, was mit dem Auto nur einen Steinwurf entfernt lag. Da das Schiff erst um dreiundzwanzig Uhr ablegen würde, verspätete sich das Treffen mit Cecile. Wie sie mir telefonisch mitteilte, war ihr das aber auch ganz recht so. Es war mir lieber als sie zu drängen. Eine Dame brauchte ihre Zeit für ihr Gepäck, und im Zweifelsfall war es besser, sie nahm zu viel mit als zu wenig. Diese Lektion hatte ich schon früh bei Margaret gelernt.

Ich war nach dem Zusammenrotten meiner Siebensachen natürlich viel zu früh fertig und saß eine Stunde vor der vereinbarten Abholzeit auf gepackten Koffern. Ich wollte nicht überpünktlich bei ihr erscheinen, und so beschloss ich, mir noch einmal die Füße zu vertreten. Das Wetter war dafür optimal. Ich unternahm einen Spaziergang zur berühmten Felsnadel *L'Aiguille* und versuchte mir die unverwechselbare Küstenlinie genau einzuprägen. Irgendein Gefühl, dessen ich nicht habhaft werden konnte, teilte mir mit, ich würde nicht so schnell hierher zurückkommen.

Der Blick auf die Uhr verriet mir, dass die Zeit dahinkroch. Es blieb noch eine Gelegenheit, in der

Julian Wangler

Notre Dame de la Garde einzukehren, die sich auf dem Küstensteil an der Peripherie der Ostbucht erhob. Beim Anblick der beschaulichen Kapelle wurde mir bewusst, dass es Jahre her sein musste, dass ich zum letzten Mal ein Gotteshaus aufgesucht hatte. Hätte meine streng katholische Großmutter zu Lebzeiten davon erfahren, wäre mir mit großer Wahrscheinlichkeit ein weiterer Punkt auf der Anklageliste hinzugefügt worden.

Die schwere Holzpforte war nicht verschlossen. Ich nahm mir die Mütze vom Kopf und trat ein. Im Innern der kleinen Basilika herrschte Stille. Erwartungsgemäß fand ich hier niemanden. Große Kerzen brannten in ein paar aufwendig restaurierten Kohlepfannen und warfen im schummerigen Licht meinen Schatten an die Wand. So recht wusste ich nicht, was mich hergeführt hatte. Meine Ehrfurcht verbat es mir jedoch zu gehen, ohne ein flüchtiges Gebet zu sprechen. So viel Quinn steckte nach all der Zeit noch in mir.

Ich wandte mich zum Gehen. Auf halbem Weg Richtung Ausgang war mir mulmig zumute. Ein scharfer Luftzug, ein kalter Hauch umwehte mich. Ich straffte meinen Körper. Dann sah ich, wie sich etwas in meinem rechten Augenwinkel abzeichnete. Mein Kopf fuhr herum, und ich blickte auf einen Geistlichen, der, halb im Schatten versun-

Der Letzte Erbe

ken, von der Kanzel herunterstarrte. Hatte ich ihn etwa übersehen? Hatte er mich die ganze Zeit über beobachtet?

„Ähm... Hallo. Haben Sie mir aber einen Schrecken -...“

„In der Dunkelheit Deiner Haut liegt Dein wahres Gesicht, Dein Herz ist noch tiefer in ihr vergraben.“

Das Vorgetragene fraß sich tief durch meine Schale, bis in mein Inneres. Ich wusste nicht, was die Worte auszusagen hatten, aber sie jagten mir unweigerlich Angst ein. Ein Schauer kroch über meinen Rücken, sodass ich Gänsehaut bekam.

Dann begann der Steg zu schwanken. Kurzweilig erfasste mich Schwindel. Ich hielt mich an einer der hölzernen Lehnen fest und rieb mir die Augen. Als ich sie im nächsten Moment wieder öffnete, war da niemand mehr. Die Kanzel war leer.

Später dämmerte mir, dass ich den dunklen Spruch doch kennen musste, den ich in diesem Anflug von was auch immer vernommen hatte. Sogleich kam mir mein Großvater in den Sinn. Als ich noch klein gewesen war, hatte er mir Geschichten über die Familie Quinn erzählt. Zwar hatte ich nur wenig von ihnen verstanden, aber ich erinnere mich, dass sie spannend, gruselig und

Julian Wangler

blutrünstig gewesen waren. Und vor allem waren sie immer finster ausgegangen. In den Erzählungen Anthony Quinns hatte es dazugehört, dass das Böse gewann, und das Böse war zumeist eine unfassbare, urgewaltige Kraft, die sich den Blicken entzog.

Das musste es gewesen sein. Doch wie war ich auf diesen Unsinn gekommen? Ich konnte nicht anders, als mir einzugestehen, dass irgendwo in diesem Wirrwarr namens Unterbewusstsein immer noch ein Rest meines Großvaters herumspukte. Und es war kein Zufall, dass er gerade jetzt zu seinem Recht kommen wollte. Je schneller ich den Aufenthalt in Bloodriver Castle hinter mich brachte, desto besser. Es düstete mich weißgott nicht danach. Ich würde meine leidige Pflicht erfüllen und dann mit Cecile an einem behaglichen Fleckchen die Zweisamkeit genießen. Wo immer das sein würde, es würde nicht auf Cumberly liegen.

Ich machte mich auf den Rückweg. Weil ich mich mit dem Aufstieg zur Kapelle etwas verzettelt hatte, musste ich jetzt zügig zur Pension zurückkehren, um sofort meine Sachen zu holen und auszuchecken. Ich wählte eine Abzweigung durch eine Seitenstraße. Die Gasse lag im Dunkeln, und

Der Letzte Erbe

meine Schritte auf dem Kopfsteinpflaster hallten dumpf.

Nach einer Weile machte ich in der Ferne eine Gestalt aus, die sich aus dem dunklen Schein einer entfernten Straßenlaterne abhob. In ihren Augen spiegelte sich das Glühen einer Zigarette. Der Fremde war dunkel gekleidet, seine rechte Hand war tief in der Jackentasche verbahrt. Die Linke hielt den Glimmstängel, welcher Qualm mit seinem Profil verwob. Schweigend wurde ich beobachtet, doch das Gesicht blieb mir verborgen.

Mit bebender Brust ging ich auf den Unbekannten zu. Ich versuchte mir meine Verunsicherung nicht anmerken zu lassen und beschloss, ihm keine weitere Beachtung zu schenken. Figuren von diesem Schlag gab es doch überall. Ich munterte mich mit dem Gedanken an Ceciles Gesicht auf und gewann wieder festen Schritt.

Die Distanz sollte weder zu groß noch zu klein sein. Ich achtete darauf, meinen Weg geradlinig fortzusetzen. Bloß kein einladendes Zeichen ausstrahlen. Der Fremde verharrte an Ort und Stelle und schien sich leicht abzuwenden, während er an der Zigarette zog.

Ich verspürte Erleichterung. Nun würde ich ihn kurz und bündig passieren, und anschließend konnte ich ihn vergessen.

Julian Wangler

Ich hörte ein Räuspern neben mir. „Nathan Quinn.“

Mein Name. Er hatte meinen Namen ausgesprochen. Mein innerer Wirbel stockte zu Eis, und ich geriet zum Stillstand. Spätestens jetzt brach meine Fassade zusammen, denn die schlimmsten Spekulationen schienen soeben übertroffen worden zu sein. „Was zum... Wer sind Sie? Woher kennen Sie mich?“

„Ich weiß sehr viel über Sie, Mister Quinn.“ Ich erkannte, dass er ein mustergültiges Oxfordenglisch sprach. „Genug, um zu wissen, dass Sie dabei sind, einen schrecklichen Fehler zu begehen.“

Ich fing mich wieder. „Nein, *Sie* begehen einen.“, sagte ich scharf. „Wer immer Sie sind: Mein Leben geht Sie nicht das Geringste an. Wenn Sie nicht sofort Leine ziehen, verständige ich die Polizei. Ist das klar?“

Ein schwächliches, kehliges Geräusch erklang. Ich konnte nicht sagen, ob ich ihn soeben amüsiert hatte. Der Unbekannte führte den Glimmstängel erneut zum Mund. Für einen Augenblick zeichneten sich zwei Pupillen ab, ehe er die Zigarette senkte und Qualm in die Luft blies. „Nur soviel: Sie begeben sich in große Gefahr, wenn Sie nach Bloodriver Castle zurückkehren. Sie werden diese Tat bereuen. Das ist als aufrichtige Warnung

Der Letzte Erbe

gemeint. Bleiben Sie der Insel fern. Dort erwartet Sie nichts. Nur der Tod.“

Der Fremde fuhr herum und stakste die Straße herunter, in die Richtung, aus der ich gekommen war. Erstarrt blieb ich stehen und kämpfte mit einem Schüttelfrost. Indes schaute ich ihm hinterher, wie er in den Schatten verschwand.

Nach einer Weile wurde es still, und ich schöpfte neues Selbstvertrauen. Mein Gehirn wieder begann zu arbeiten. Ich hatte vergessen, dass die Familie Quinn in bestimmten internationalen Kreisen Bekanntschaft erlangt hatte. Meistens war diese Bekanntschaft eher unrühmlicher Natur. Sie hatte sich Feinde bei einer Reihe von britischen Adelshäusern gemacht, unter anderem als es um den Kauf eines größeren Grundstücks auf der Isle of Wight ging.

Ich überlegte. Der Mann hatte Oxford gesprochen. Dachte man weiter, ergab das durchaus Sinn. Vermutlich steckte irgendeine Drohgebärde dahinter, so musste man es einordnen. Jemand wollte wahrscheinlich Druck auf mich ausüben, das Territorium wieder zu verkaufen. Jetzt, wo mein Großvater tot war, eine nicht ungünstige Gelegenheit. Und was diesen Kerl anging? Er musste engagiert worden sein.

Julian Wangler

Die Welt der Quinns..., dachte ich. Ein Reich der ewigen Geheimniskrämerei, Intrigen und Herzenskälte. Ich war angewidert. Das Beste würde es wahrscheinlich sein, den ganzen Landsitz abzuwickeln, das Vermächtnis der Quinns zu tilgen und so zu tun, als hätten sie nie existiert. Ich schuldete dieser Brut nichts. Das Blut, das durch meine Adern rannte, sollte eines nicht allzu fernem Tages die letzte Erinnerung an sie sein.

„Spinner.“, schnaubte ich, von Abscheu erfüllt, und zog von dannen.

Kapitel 6

Die Fähre legte mit Verspätung ab. Als wir endlich unterwegs waren, fühlte ich mich schon etwas besser. Nach der Begegnung mit diesem Irren hatte es mich gedrängt, das Festland schnellstmöglich zu verlassen. Obwohl nach einem solchen Erlebnis wohl erst noch eine Weile vergehen musste, bis ich wieder unbefangen durch eine nächtliche Gasse streifen konnte, teilte mir ein Gefühl mit, dass ich ihn nicht wieder sehen würde.

Cecile hatte ich nichts von der Sache erzählt. Ich wollte sie nicht unnötig beunruhigen. Es war schon genug, dass ich sie in die Abgründe der Quinns mit hineinzog, auch, wenn ich mir ständig bewusst machen musste, dass sie es nicht anders gewollt hatte.

Am frühen Morgen würden wir in Plymouth eintreffen. Bis dahin mussten wir etwas essen und ein wenig Schlaf finden. Ersteres war kein Problem. In der Kantine des Überfahrtskreuzers ließ sich geschmackvoll, üppig und preisgünstig speisen. Als wir zu unserer Kabine zurückkehrten, glaubte ich, den Korridor herunterzurollen, so viel hatte ich vertilgt. Ich hatte einen Riesenhunger

Julian Wangler

verspürt. Infolge der erlebnisreichen achtundvierzig Stunden war ich nicht einmal mehr zu einem ordentlichen Frühstück gekommen. Umso mehr bereute ich, dass bei mir in solchen Situationen die Augen immer größer waren als der Magen.

„Wenn Du Glück hast, brauchst Du morgen keinen Wagenheber, um mich aus dem Bett zu stemmen.“, brachte ich hervor.

Cecile kicherte und hielt sich eine Hand vor den Mund. Ihr Lachen war das eines süßen Mädchens. Ich hatte es von Anfang an geliebt. Aber fast noch mehr liebte ich es seither, wenn es mir gelang, sie zu amüsieren. „In der Wagerechten wird sich das alles schön verteilen, Du wirst schon sehen, Nathan.“

Ich konnte nicht sagen, wann wir beim Du angekommen waren. Der Übergang war immer fließender geworden, und so war zuletzt eine Grenze gefallen, der wir beide von Anfang an nur wenig Beachtung geschenkt hatten. Es fühlte sich richtig an, diese Vertrauensform zu benutzen.

Cecile verschwand in der Nasszelle des wenig geräumigen Zimmers mit dem einzelnen Bullauge. Dort putzte sie sich die Zähne und zog sich um. Nach ein paar Minuten öffnete sich die Tür, und sie trat daraus hervor. Sie hatte sich ein schneeweißes Nachthemd übergestreift, das bis zu den

Der Letzte Erbe

Füßen reichte. Für mich sah sie darin aus wie ein Engel. Makellos schön, alles so zart und zerbrechlich, nicht von dieser Welt, viel zu fragil.

Ich gewahrte mich, dass ich Cecile keinen Gefallen tat, indem ich so von ihr dachte. Der Mann in mir mochte mitteilen, dass sie eine Verletzlichkeit ausstrahlte, einen besonderen, raffinierten Zauber, dass man sie nicht ans Herz drücken konnte, ohne dass es wehtäte. Aber darin schien viel Vermeintlichkeit zu stecken. Cecile war schlagfertiger als viele Frauen, und sie besaß die Fähigkeit, von jetzt auf gleich durch anmutigen Witz zu überraschen, der niemals verletzend gemeint war.

So oder so: Sie *war* nicht von dieser Welt. Sie war eine Frau, die auf der Grundlage all meiner urinnerster Sehnsüchte geschaffen worden schien. Ihre Gegenwart umgab mich mit Wohltun, und das angenehme Kribbeln in meinem Bauch schien dies nur mehr zu befeuern. Ich genoss es einstweilen und dachte nicht länger darüber nach, warum ich wie von ihr dachte.

Wir wünschten uns eine gute Nacht, löschten das Licht und zogen uns in unsere Kojen zurück. Nach wenigen Minuten hörte ich, wie Cecile kaum merklich schnaufte. Sie war in einen festen Schlummer abgeglitten. Mir erging es nicht ganz so gut. Ihr Duft wehte wieder einmal zu mir her-

Julian Wangler

über und wirkte besser als ein ordentlicher Schuss Koffein auf mein Immunsystem. Hinzu kam etwas anderes: Ich hatte völlig verdrängt, welche Probleme mir die Hinfahrt bereitete. Das unterschwellige Motorengeräusch störte mich, und das Geschipper war trotz eines verhältnismäßig ruhigen Seegangs unangenehmer als vor sechs Wochen.

Aquaphobie. Ich mochte als Insulaner geboren worden sein, aber dafür auch als Quinn.

Noch ein paar Mal wälzte ich mich herum, bis ich mich in meiner Decke aufgerollt hatte wie in einem Kokon. Mir wurde warm und noch etwas schlechter. Das Essen lag mir wie ein Haufen Ziegelsteine im Magen. Nach einer Dreiviertelstunde entschloss ich mich, die Reißleine zu ziehen und noch einmal frische Luft zu schnappen. Anschließend würde ich zurückkommen und in meine wohl verdiente Ruhe sinken. Oder was noch davon übrig war.

Ich hatte unterschätzt, wie frisch es an Deck war. Trotzdem ging es mir bald besser. Ich entschloss, eine kleine Promenade zum Heck der Fähre zu unternehmen. An der Kante angelangt, legte ich beide Hände auf die Reling und schaute in die Tiefe. Ein Schwall kalter Luft wehte mir

Der Letzte Erbe

entgegen. Unter mir hoben sich die Wellen, durchrecht vom Kielwasser der Fähre.

„In der Dunkelheit Deiner Haut liegt Dein wahres Gesicht, Dein Herz ist noch tiefer in ihr vergraben.“ Mein Blick ging ins Leere, während ich vor mich hinsäuselte. „Noch tiefer in ihr vergraben... Die Dunkelheit ist im Holz, das in Deinem Kamin brennt, und gehst Du, wird sie aus Dir als Schatten ragen.“

Plötzlich hatten die Worte mir auf der Zunge gelegen. Ja, natürlich. So ging die zweite Strophe. Die zweite Strophe von Großvaters Gedicht. Er war nie ein großer Reimer gewesen, dafür hatte er mir seine düstere Poesie umso nachdrücklicher eingeflößt. Es war sein Lieblingsgedicht gewesen.

Er hat sie nie aufgeschrieben, seine Gedichte., überlegte ich. Wie der Ruhm der Quinns aus alten Tagen waren auch sie jetzt verloren. Verloren in der Zeit.

Hinter mir erklangen Schritte. Ich drehte mich um und sah jemanden vom Aussichtsdeck herüberkommen. Ein Mann mittleren Alters. Er wirkte stoisch und unbeteiligt, die schwarzen Augen auf irgendeinen Punkt geheftet. Stirnrunzelnd folgte mein Blick ihm, bis er einen guten Meter neben mir an der Reling zum Stillstand geriet.

Julian Wangler

Genau wie zuvor ich blickte er hinunter. „Friedliche Nacht.“, sagte er halblaut.

„Was? Oh...“, gab ich beinahe erleichtert zurück. „Ja, das ist sie. Friedlich.“

Ich hatte erkannt, dass er Ire wie ich war. „Lassen Sie mich raten: Ulster.“

Der Andere zog einen Mundwinkel hoch. „Ballybofey.“

Ich fluchte in mich hinein. „Knapp daneben ist auch vorbei.“

„Aber trotzdem nicht übel. Soll ich mal?“

„Bitte.“

Irgendetwas stimmte nicht. In den letzten Sekunden war er mir beständig ein Stückchen näher gekommen. Jetzt rückte er mir im wahrsten Wortsinne auf die Pelle. Unwillkürlich trat ich einen Schritt zurück und erkannte im selben Moment, dass es ein Fehler gewesen war. Die Steuerbordkante der Reling stieß in meinen Rücken.

„*Cum-be-ry*“, raunte der Mann lang gezogen. Ein fatalistischer Klang zerriss die Luft und ließ mich frösteln.

Hätte ich erst jetzt die Bedrohung erkannt, wäre es mir sehr viel schlechter ergangen. Aber eine grausame Vorahnung war in mir gekeimt. Ich lief auf den Kerl zu, duckte mich und schlug einen Haken nach links. Dann war ich weg von der Kan-

Der Letzte Erbe

te. Aber er sprang bereits auf mich zu, kurz darauf landete seine Faust in meinem Gesicht.

Während ich stürzte und über die Plattform schlitterte, rasten meine Gedanken, und die wilde Pumpe in mir drohte jeden Moment aus dem Brustkorb zu platzen. Durch einen Schleier des Schwindels blickte ich auf die Gestalt, die sich mir näherte. Die Pranken des Mannes verschwanden unter meinen Achselhöhlen und wuchteten mich hoch.

Verzweifelt versuchte ich meine Finger unter seinen Handflächen zu verkeilen und den Griff zu lösen, aber es war, als packte ich in Beton. Meine Füße verloren den Kontakt zum Boden. Wie wild strampelte ich, während mich der Kerl auf die Kante zutrug. Unter mir breitete sich die eisige See aus.

Nein, Wolf, nein... Ich bekam sein Gesicht, dann seinen Hals zu fassen und krallte mich in sein Fleisch. Ein kurzes Stöhnen. Unerwartet kippte der Himmel wieder in mein Blickfeld, als ich ihn zu Boden riss. Immer noch umklammerten mich die Hände des Kerls. Ich trat ihn dorthin, wo es richtig wehtat. Die leidigen Erfahrungen eines Mannes waren wohl doch nicht umsonst gewesen.

Von Panik ergriffen, stemmte ich mich hoch und versuchte, die Flucht zu ergreifen. Ich musste

Julian Wangler

die Crew alarmieren, das Polizeibüro der Fähre, irgendwen! Mein Lauf endete nach kaum ein paar Schritten. Der Fremde riss mir die Beine weg.

Der Aufprall sandte Dolche aus Schmerz durch meinen Leib. Die Luft wurde mir aus den Lungen gepresst. „*Hilfe!* Hi...“ Zwei Pfoten schlossen sich gewaltsam um meinen Mund. Ich merkte, wie er zur Hälfte auf mir lag und mich mit seinem Gewicht beschwerte. Dann zog er mich wieder aufwärts, packte mich am Kragen und stieß mich zurück gegen die Kante der Reling.

Ich erkannte, dass von seiner Oberlippe ein dünner Streifen Blut floss. Dort hatte ich ihn verletzt. Seine schwarzen Augen waren von wilder Entschlossenheit gepackt, während er den Unterkiefer vorschob.

Ein unwirklicher Moment verstrich, in dem ich dachte, gleich würde er mich hochziehen und erneut versuchen, mich über das Geländer zu stoßen. Aber er zögerte. Das Blut in seinem Gesicht floss stärker, bahnte sich einen Weg zum Kinn. Der Schmerz lenkte ihn ab, und ich bezweifelte, dass ich es hier mit einem professionellen Killer zu tun hatte.

Mochte es sein? Hatte irgendein den Quinns feindlich gesonnener Clan den Entschluss gefasst, mich zu eliminieren? Eine Art Vorkehrung? Mein

Der Letzte Erbe

Bauchgefühl hatte es mir schon früher mitgeteilt: Dieser Typ musste bestochen worden sein. Meine Überlegungen peitschten dahin, aber ich erlag nicht der Unaufmerksamkeit.

Als er seinen Griff für einen winzigen Sekundenbruchteil lockerte, witterte ich meine Chance. Ich schnellte nach unten, entzog mich ihm und landete nach einer schwindelerregenden Umdrehung hinter ihm.

Wut packte mich. Ich warf mich ihm entgegen, der er noch ganz überrascht war, schubste ihn mit Wucht übers Geländer, sodass er bis zum Kreuz hinausragte. Meine Hand umfasste seine Gurgel. Ich drückte stärker zu, es schnürte ihm die Luft ab. Er hing soweit draußen, dass er sich nicht mehr aus eigener Kraft aufrichten und mich mit seiner überlegenen Körperkraft zurückwerfen konnte.

„Sag schon, was wird hier gespielt?!“, schrie ich ihn an. „Wer hat Dich geschickt?! Welches Haus?!“ Ich war rasend. „Und all das wegen eines Grundstücks?! Wegen einer alten Rivalität?! Deshalb trachtet Ihr mir nach dem Leben?!“

Ich erhielt keine Antwort. Plötzlich zappelte der Mann krankhaft, trat mit den Füßen nach mir. Ich wich ihm aus, worauf ich seinen Hals losließ. Sofort entglitt er mir und flog in die Tiefe.

Julian Wangler

Ich konnte nicht fassen, was soeben geschehen war. Sofort beugte ich mich übers Geländer und hielt krampfhaft Ausschau nach dem Gefallenen. Aber da war niemand, kein Schatten, kein Ruf, nichts. Auch hatte ich das Klatschen des Wassers nicht gehört, was allerdings durch die Motoren der Fähre übertönt worden sein könnte. Und die Nacht war recht düster. Aber er *musste* ins Meer gefallen sein. Es gab keine Möglichkeit, sich noch irgendwo festzuhalten. *Was, wenn Du ihn umgebracht hast?*, sagte ich mir.

Versteinert stand ich da. In meinem Innern hardete ich mit mir. Sollte ich Alarm schlagen? Sollte ich einen Notstopp veranlassen, riskieren, dass man ihn wieder an Bord holte und er sein wahnwitziges Werk an mir vollenden konnte. Die Alternativen waren nicht rosig. Entweder war mein Gewissen das Leidtragende oder unter Umständen mein Leben. Immerhin hatte der Angreifer seine Entschlossenheit demonstriert.

Während ich so dastand, um eine Entscheidung ringend, hatte ich den Eindruck, etwas Qualmiges zu riechen. Ja, eine Rauchfahne. Der Rauch von Zigaretten!

Ich fuhr herum. Mein Blick stieß auf eine im Schatten verborgene Silhouette, die sich ein Deck über mir abzeichnete. Es war derselbe hochge-

Der Letzte Erbe

schlagene Mantel, dieselbe Art, die eine Hand in der Tasche zu verstecken. Der Mann aus Étretat. Nur ein Schritt war nötig, damit er in der Dunkelheit des beleuchtungsarmen Gangs verschwand.

Namenlose Angst erfasste mich. Ich wurde verfolgt. Ich wurde wirklich verfolgt. Die Drohung, die ich erhalten hatte, war ernst gemeint. Tod-ernst. Mein Leben war in höchster Gefahr.

„Nathan, ich habe mir Sorgen ge... Mein Gott, was ist denn mit *Dir* passiert?“

Ich hatte die Tür verriegelt und machte mich wie ein Besessener daran, sie mit allem in Reichweite Stehenden zu verbarrikadieren. Ein Stuhl, noch einer, ein Tisch. Sollte ich auch den Schrank vorschieben?

Ich merkte, wie mir das linke Auge zugeschwollen war. Die Stelle, wo mich der Hurensohn getroffen hatte, pochte höllisch. Obwohl ich mir nicht die Mühe machte, in einen Spiegel zu blicken, musste ich schon einmal besser ausgesehen haben.

„Los, Cecile, alarmier sofort die Brücke.“

Sie verstand nicht. „Aber -...“

„*Tu es einfach!*“, keuchte ich außer Atem, bevor ich zu Boden sank, völlig erschöpft.

Kapitel 7

Mit Ceciles Anruf in der Steuerzentrale hatte ich es vollbracht, binnen einer halben Stunde das ganze Schiff in Aufruhr zu stürzen. Die beiden Sicherheitskräfte, die mitfahren, hasteten in unsere Kabine, und auch ein Sanitäter wurde heruntergeschickt, um nach mir zu sehen. Ich gab zu Protokoll, bedroht worden zu sein, ließ jedoch aus, dass ich möglicherweise am Tod eines Mannes schuld war. Stattdessen gab ich an, mich in die Flucht gestürzt zu haben. Meinen vagen Beschreibungen der beiden Männer setzte ich hinzu, einem von ihnen kurz vor meiner Abfahrt in Étretat begegnet zu sein.

Natürlich war Cecile nicht unbedingt begeistert darüber, als sie erfuhr, dass ich ihr die Angelegenheit verheimlicht hatte. Dennoch zeigte sich in ihrem Verhalten keine Spur von Missmut oder Enttäuschung. Und das wäre wohl auch nicht angebracht gewesen. Immerhin hatte ich sie nachdrücklich davor gewarnt, mit mir nach Cumbery zurückzufahren. Gleichwohl war ich froh und dankbar, sie hier bei mir zu haben. Und ich merkte, dass sie mich ernst nahm, mir glaubte und sich sorgte.

Der Letzte Erbe

Nach einer Weile bat sie den Sanitäter, ihn abzulösen, um mit mir allein zu sein. Während sie mir den Kühlbeutel an die geschwollene Stelle hielt, betrachtete sie mich eindringlich. „Sind es Feinde von Dir? Sei ehrlich.“

Ich hob und senkte die Schultern. „Ich weiß es nicht, das *ist* ja gerade das Problem.“

„Aber dieser Mann in Étretat... Du sagtest, er hätte Dich bedroht.“

„Ja, das hat er.“, bestätigte ich. „Ich nahm das jedoch nicht für voll. Spätestens jetzt weiß ich, dass ich falsch lag. Ich habe diese Leute nie zuvor gesehen, und ich habe mich auch nie in Ärger gestürzt.“ Nachdenklich strich ich mir übers Kinn. „Die einzige Erklärung, die ich habe, ist, dass es etwas mit meiner Familie zu tun haben muss. Mein Großvater war ein... ein Tyrann, nicht nur nach innen. Ging es um Privilegien, stach er andere Häuser aus. Er verschuldete sich und bestach, um Landstriche zu erwerben und so den Besitz der Quinns zu mehren. Ich habe mich immer gewundert, wie er trotz des relativ geringen Vermögens derartige Zukäufe tätigen konnte. Es sollte mich wohl nicht wundern, wenn er sich subtilerer Methoden bedient hat, um diese Ziele zu erreichen. Vermutlich ist es ausgleichende Gerechtigkeit,

Julian Wangler

wenn es dem letzten Quinn jetzt gleichgetan wird. Von welchem Haus auch immer.“

Bis zum Morgengrauen wurde das Schiff vom Personal auf den Kopf gestellt. Niemand fand jedoch eine Spur von den zwei Männern, auf die meine Beschreibungen zutrafen. Laut den Polizisten gab es auch keine blinden Passagiere an Bord. Mich beruhigten diese Neuigkeiten nicht. Tatsächlich hatte ich nichts anderes erwartet. Wer immer hinter mir her war, verfügte vielleicht doch über Fähigkeiten, die über die eines Laien hinausgingen. Und deshalb bezweifelte ich auch, dass ich meinen Angreifer ermordet hatte. Vielleicht war er ja in die Fluten gestürzt, aber jemand hatte ihn dort wieder herausgeholt, ganz sicher.

In Begleitung von Cecile und einem Polizisten machte ich einen Rundgang an Deck und betrachtete die nähere Umgebung. Die Unruhe des Meeres hatte sich abgeschwächt, und nirgends war ein anderes Boot zu sehen.

Trotzdem wusste ich jetzt, dass sie hier waren, hier in meiner Nähe. Ich war zweimal mit diesen Leuten zusammengestoßen. Jetzt war es nur mehr eine Frage der Zeit, bis sich das dritte Wiedersehen ereignete.

Der Letzte Erbe

Ich fällte den Entschluss, nach Cumbery weiter zu fahren. Weil ich aber Cecile nicht in Gefahr bringen wollte, rief ich Inspektor McCormac an, der mir bei unserem letzten Gespräch seine Telefonnummer mitgeteilt hatte. Ich erzählte ihm von den Vorfällen, und wie es ein Detektiv seit Sherlock Holmes nun einmal liebte, setzte er sich dem Gedankenexperiment aus, es könnte einen Zusammenhang zwischen dem Tod meines Großvaters und dem Angriff auf mich geben. Ich wusste nicht, was ich davon halten sollte. Worauf es mir ankam, war, dass McCormac versprach, mich am kleinen Hafen von Cumbery zu erwarten und von dort an einen seiner Leute vorsorglich für unsere Sicherheit abzustellen. Danach ging es mir schon etwas besser.

In Plymouth warteten wir in einem Hafencafé mit guter Aussicht darauf, bis alle anderen Passagiere an Bord der zweiten Fähre gegangen waren. Das ließ sich bewerkstelligen, denn das zweite Schiff würde die Inseln abfahren und war wesentlich kleiner als jenes, mit dem wir von Frankreich hergekommen waren. Ich beobachtete jeden von ihnen, wie sie einem Matrosen ihre Tickets vorzeigten und den Steg auf das Schiff erklommen. Bei keinem stellte ich eine auch nur oberflächliche Ähnlichkeit mit den beiden Männern fest –

Julian Wangler

weder mit dem Gewalttätigen von gestern Nacht noch mit dem Qualmenden, den ich irgendwie für den Anführer hielt.

Auf der Weiterfahrt blieben wir die ganze Zeit über in unserer verschlossenen Kabine. Wir ernährten uns von ein paar Früchten und Keksen, die wir in Plymouth gekauft hatten und versuchten, etwas Ruhe zu finden. Niemand klopfte an die Tür. Die meiste Zeit über döste ich, sank in eine Art Halbschlaf und träumte komische Dinge. Cecile wusste mich zu beruhigen. Sie legte sich neben mich und nahm meine Hand. Irgendwann gelang es mir tatsächlich, noch ein paar Stunden Schlaf zu finden.

Cumbery. Kleinste der Phrenolian-Inseln, südwestlich und weit ab vom irischen Festland. Das Erste, woran man erkannte, wieder daheim zu sein, war der Regen. Als hätten wir eine unsichtbare Grenze überquert, setzte vom einen Augenblick zum nächsten strömender Regen ein, und meine Erinnerung teilte mir mit, dass er nicht so schnell aufhören würde. Der Himmel überzog die kleine Insel mit bleiernem Grau. Merkwürdig. Wenn ich in mich gehe und nach einem Bild von Cumbery suche, ist da nichts. Nur dieses sonder-

Der Letzte Erbe

bare, aller Schwere bare Grau. So hat sich der Ort meiner Geburt mir eingepägt.

Nach einer Weile schwoll die Insel im Bullauge an. Der Nebelschleier, der sie charakteristisch umgab, lichtete sich. Zum Vorschein kamen am Ufer zahlreiche Bäume, die dicht wie eine Herde Tiere standen. Sie waren von Moos bedeckt. Moos, das dicker war als die Hecken in den Gärten, kniehoch, ein seltenes Phänomen. Cumbery war von kleineren Riffen umgeben, die da und dort aus dem Meer hervorragten. Die Bucht mit dem kleinen Hafen hatte die Form eines klar gezeichneten Halbmonds, rechts und links von vulkanischen Felsen verschlossen. Der Sand sah wie Weihrauchasche aus, grau und zusammengepresst. Kleine, runde Löcher wiesen auf Verstecke von Krebsen hin.

Wegen der Klippen rollten die Wellen sehr flach ans Ufer, ein zarter Film aus weißem Schaum markierte die Grenze zwischen Meer und Land. Die Brandung hatte Dutzende von sauberen, blanken Stämmen in die Küste eingerammt. Einige waren die Wurzeln umgestürzter Bäume. Die Gezeiten hatten sie mit kunstvoller Präzision bearbeitet, und so ließen sich Skulpturen von eigenartig labyrinthischer Schönheit bewundern.

Julian Wangler

Alles war so wie früher, jeder Stein, jeder Baum schien unberührt vom Fluss der Zeit. So, wie Cumbery sich uns nun darbot, hatte ich es stets wahrgenommen. Doch was, wenn es nur das war, was ich sehen *konnte*? Plötzlich kam mir ein Sprichwort in den Sinn: Die Art und Weise, wie wir die Welt wahrnehmen, spiegelt für gewöhnlich das wieder, was wir in unserem Innern verbergen.

Es war die Ausnahme, dass Fähren in den vermoderten Hafen einliefen. Daher ließ sich nicht ausschließen, dass die Schifffahrtsbetriebe Cumbery eines Tages aus Gründen der Lukrativität nicht länger ansteuerten. In diesem Fall kamen ernsthafte Probleme auf die Bewohner der Insel zu – zumindest solange, bis nicht irgendein Gutmensch mit einem Dukatenesel im Keller einen Flughafen aus dem Boden stampfte. Andererseits galt, was Cecile schon festgestellt hatte: Niemand auf Cumbery führte ein ausgängliches Leben. Für die wenigen Schiffe, die hier Halt machten, galt die Regel, dass sie genauso wenig Passagiere aufnahmen wie absetzten.

Im Schritttempo rollten wir in meinem Wagen hinter drei anderen Karossen her, heraus aus dem engen Bauch der Fähre. Unten wartete bereits

Der Letzte Erbe

Inspektor McCormac auf uns, ein schlanker, unscheinbarer Mann, dessen einzige Eigenart darin zu bestehen schien, dass er allenthalben auf einem Zahnstocher herumkaute. Neben ihm stand ein uniformierter Mann, der einen großen Regenschirm über sie beide hielt.

„Mister Quinn.“, begrüßte mich der Inspektor durch das offene Fenster. „Ich darf hoffen, dass Ihre restliche Fahrt störungsfrei verlief?“

„Es gab keine weiteren Vorkommnisse. Danke der Nachfrage.“

In seinem Blick erkannte ich, dass McCormac nicht aus reiner Besorgnis gefragt hatte. Nun beugte er sich ein Stück vor und wurde auf Cecile aufmerksam. „Nanu, mir war nicht bekannt, dass Sie Gesellschaft haben.“, sagte er schmallippig und verengte die Augen zu Schlitzern.

„Meine Begleitung ist Cecile Friant. Sie ist eine Freundin.“

In einer Andeutung hob McCormac eine Hand zum spitzen Hut, den er aufhatte. „Willkommen auf Cumbery Island, Miss.“

„Inspektor.“

„Ich nehme an, Sie wollen zuerst zum Schloss.“

Ich nickte. „Das wäre in der Tat mein Wunsch, wenn es Ihnen nichts ausmacht.“

Julian Wangler

„Dann fahren Sie uns jetzt hinterher.“ Eine Böe erfasste McCormacs Hut, und gerade noch rechtzeitig griff er nach ihm. Der Inspektor stieß einen leisen Fluch aus, als er kurz zum Himmel sah. „Ich muss schon sagen: Ihr Großvater hat sich wirklich eine schlechte Zeit zum Sterben ausgesucht.“

Ich lächelte ohne jeden Witz. „Ich bin es gewohnt, dass meine Familie es mir nie besonders recht gemacht hat.“

McCormac wog meine Worte ab, ehe er sich an Cecile adressierte: „Ist es in Frankreich auch so windig?“

„Das würde ich verneinen.“, antwortete sie höflich.

„Na ja... Ich hoffe, Sie sind einigermaßen wetterfest. Cumbery hat uns in den letzten Jahren immer wieder überrascht.“

Als wir dem antiquierten Polizeiwagen auf den löcherigen Straßen hinterher rumpelten, fragte Cecile: „Was hat er damit gemeint, Cumbery hätte ihn überrascht.“

„Ach ähm... Weißt Du, er meint die Unwetter. Die sind in letzter Zeit immer heftiger.“

Dass sie auch Menschenleben kosteten, verschwieg ich ihr.

Kapitel 8

Die Fahrt durch die düstere Landschaft schien kein Ende zu nehmen. Bloodriver Castle lag auf einer Anhöhe, von der man das gerade einmal acht Dutzend Quadratkilometer messende Areal der Insel überblicken konnte. Ich hatte nie verstanden, warum ein Adelshaus sich an einem solchen Ort niedergelassen hatte. Unter sich zu bleiben, war das eine. Doch wenn niemand da war, der einen bewundern konnte, schmeckte jeder Prunk fad. Vielleicht hatte mein Großvater mit seinen undurchschaubaren Geschäften ja an einen Umzug gedacht. Falls er sich für diesen Gedanken erwärmt hatte, so war er allerdings entweder nicht mit der nötigen Konsequenz verfolgt worden, oder er war entschieden zu spät gekommen.

Die Auffahrt schien endlos zu sein. Die ohne Asphalt gemachte Straße, mehr ein breiter Weg, war schmal und ungepflegt. Immer wieder schlängelte sie sich in unkontrollierten Serpentin.

An vielen Stellen hatten Tannen mit langen, klammernden Fingern auf den Pfad übergegriffen. Manchmal schrammte Geäst über den dunkelgrünen Lack des Wagens. Es fanden sich Bäume, die ihre Stämme gegeneinander neigten. So sehr wa-

Julian Wangler

ren die Zweige in seltsamer Umarmung verschlungen, dass man meinen konnte, sie wollten ein Gewölbe bauen.

Das schmale Band der Anfahrt schrumpfte weiter zusammen. Keine Hand hatte das Wachstum der Pflanzen beschnitten, sie waren verwildert und ragten jetzt blütenlos zu Riesengröße empor. Erst nach Osten, dann nach Westen wand sich die kümmerliche Straße, die in besseren Zeiten die glanzvolle Emporfahrt zum Sitz der Quinns gewesen sein mochte. Ich hatte völlig vergessen, wie lang der Weg wirklich war. Dann endlich wich das hemmungslos wuchernde Dickicht zurück.

Da war das Herrenhaus. Verschwiegen ragte es mit seinen verschachtelten Dächern vor uns auf. Das graue Gestein schimmerte matt, die hohen, zweiteiligen Fenster spiegelten das von Unkraut zerfressene Rasengrün wider. Die Zeit konnte das Ebenmaß jener Mauern nicht zerstören, deren Geschichte schon so weit zurückreichte. Rhododendronbüsche, halb durchwachsen von Dornensträuchern, paarten sich entlang der Hauswand mit Gestrüpp von weit niederer Herkunft.

Bevor ich hier weggegangen war, hatte ich mich auf bestem Weg befunden, der künftige Statthalter von Bloodriver zu werden. Nach dem Tod meines Vaters hatte Anthony mich mehr und mehr in die

Der Letzte Erbe

Verwaltung des Schlosses eingebunden. Ich durfte ihn auf geschäftliche Reisen nach Dublin und London begleiten, wo ich viel gelernt hatte. Wenn ich jetzt daran zurückdachte, kam es mir vor wie ein anderes Leben.

In der Einfahrt hatte sich ein Fliederbaum mit einer Blutbuche vereint, und um sie noch enger aneinander zu fesseln, hatte Efeu seine Fangarme um das Paar geschlungen. Moos, schwarz und hässlich mit Pilzen dazwischen, beherrschte das weite Umland, vor Jahrhunderten gepflegt, jetzt verkommen. Nesseln sprossen überall, überschwemmten wie feindliche Scharen die seit langer Zeit nicht mehr genutzte Terrasse und lehnten sich gegen die Fenster.

Wir hielten neben McCormac und seinem Assistenten und stiegen aus. Erst jetzt kam mir wieder in den Sinn, dass der Inspektor, als er mich zum ersten Mal anrief, auf die Schnelle etwas von einer ungeklärten Todesursache hatte verlautbaren lassen.

„Wo ist es passiert? Wo ist er gestorben?“

McCormac hielt kurzweilig ein, ehe er die Tür zuknallte. „Kommen Sie mit, ich zeige Ihnen die Stelle.“

Julian Wangler

Das Eingansportal war von Zeit und Feuchtigkeit schwarz geworden. Hier und da standen noch Absperrungen und Hinweisschilder der Polizei, die verwendet worden waren, um auf die Ermittlungen hinzuweisen. Ein Heer aus Wasserspeiern und Engeln wachte über dem Fries der Fassade. Wir betraten die Eingangshalle, und sogleich hatte ich wieder den Geruch meiner Kindheit in der Nase. Es war ein Geruch nach altem Papier, der aus der nahe gelegenen Bibliothek herzog, die mein Großvater unterhalten hatte, nach Kaminfeuer und Dingen, die nie ausgesprochen worden waren.

Zügig wies McCormac uns linkerhand in einen Seitengang, über den es in den großen Wintergarten des Herrenhauses ging. Ich entsann mich, wie sich Tante Mary hier in den Tagen meiner Jugend mit viel Hingabe der Aufzucht exotischer Pflanzen gewidmet hatte. Die Bedingungen hätten günstig sein können. Die Glasüberdachung und die relative Höhe des Anwesens hatten dem Licht Gelegenheiten zum Einfall geboten. Leider war die Sonne so selten durch die Wolkendecke gestoßen, dass Mary die Idee kam, große Scheinwerfer installieren zu lassen. Sie verwandelte den Wintergarten in ein künstliches Biotop. Heute erinnerte nur noch wenig an die fleischige Pracht alter Tage,

Der Letzte Erbe

diesen hauseigenen Dschungel. Seit Marys Weggang hatte dieser Ort schwer gelitten. Das meiste Grün war vor lauter Vernachlässigung zu einer bemitleidenswerten, grauen Masse geschrumpft, und nur ein paar Sukkulenten hielten ihre dicken, ledrigen Blätter noch wie erschlaffte Flügel.

Wie vieles andere in Bloodriver, war das Gewächshaus ein stummer Zeuge des Verfalls. Und heute sogar auch des Falls. Des schier endgültigen Falls des Hauses Quinn. Dort, wo mein Großvater zu Tode gestürzt war, unweit der Kakteen, drangen der Regen sowie ein unangenehmer, kühler Luftzug ungehindert in den Wintergarten ein. Er war in der Absperrung eines Beets gelandet, spitz und zackig. Die Blutspuren hatte man entfernt.

„Wie ist es passiert?“, fragte ich.

Der Inspektor verfrachtete seinen Zahnstocher vom einen Mundwinkel zum anderen. „Er ist durchs Glasverdeck gekracht.“

Ich starrte hinauf durch das glitzernde Loch. „Das heißt, er muss von seinem Balkon gefallen sein.“

McCormac nickte einmal. „Das vermuten wird auch. Die Brüstung ist dort nicht sehr hoch. Ihr Großvater war nicht mehr der Jüngste. Ein Schwäche- oder Schwindelanfall kann da sehr schnell eins zum anderen bringen.“ Er machte

Julian Wangler

eine Pause. „Auf jeden Fall ging es schnell, sehr schnell. Es war kein Dahinvegetieren.“

„Bewusst oder unbewusst: Er hat schon immer den bequemsten Weg genommen.“ Mein Blick wanderte zuerst zu Cecile, dann zum Polizisten. „Was, wenn nicht sein Körper dafür verantwortlich ist, wenn es noch einen dritten Grund gäbe?“ Ich wunderte mich selbst über die Spontanität meiner Frage.

„Außer einem altersbedingten Terrassensturz und Selbstmord meinen Sie? Nun, die Indizienlage lässt zu wünschen übrig. Bislang sieht alles danach aus, dass er...“ McCormac prustete. „...einfach von dort nach hier gefallen ist und es gemäß den Gesetzen der Physik nicht überlebt hat. Punktum.“

„Bei allem Respekt, Inspektor: Damit geben Sie sich zufrieden?“

„Selbstverständlich nicht.“, sagte McCormac. „Deshalb bauen wir jetzt auf Doktor Rooven.“

„Wer ist das?“

„Der örtliche Forensiker. Hat sein Labor unten, im Dorf. Da wir auf Cumbery niemand anderes haben, ist er so was wie ein freier Mitarbeiter für uns. Wenn es um Leichenobduktion geht – wonach hier nicht oft Bedarf besteht, wie Sie sich vorstellen können –, kommen wir auf ihn zurück.“

Der Letzte Erbe

„Gut zu wissen.“, entgegnete ich. „Und mein Großvater ist jetzt also dort?“

McCormac nickte. „Zur weitergehenden Analyse. Ach, übrigens: Ich war selbst überrascht zu hören, dass Rooven Ihren Großvater scheinbar kannte. Ein Freund der Familie.“

„*Ich* kenne ihn nicht. Diese Bekanntschaft muss sich nach meiner Zeit hier ergeben haben.“

„Wie dem auch sei: Rooven hat die persönlichen Besitzgegenstände Ihres Großvaters, die wir konfisziert haben, in seinem Labor. Möglicherweise führen ein wachsames Auge und ein wenig Kombinationsgabe dazu, dass wir bald schlauer sind.“

„In Ordnung. Ich werde bei diesem Rooven vorbeischauen.“

„Es wäre von Vorteil, wenn Sie das nicht auf die lange Bank schöben, Mister Quinn.“, formulierte der Inspektor mit einem subtilen Nachdruck. „Ich glaube, der Doktor hat eine Frage an Sie.“

So wie ich an ihn. Ich versprach, so bald wie möglich in die Stadt herunterzufahren.

„Gut.“, schloss McCormac. „Ich... Ich vermute, Sie möchten jetzt zunächst einmal ankommen. Wir werden uns später noch unterhalten.“

„Ihre Nummer habe ich ja.“

„Lassen Sie sich nicht zu viel Zeit. Mein Kollege, Mister Sprint, wird vor dem Schloss warten und

Julian Wangler

fürs Erste in Ihrer Nähe bleiben.“ Wie auf den Taktstock eines unsichtbaren Dirigenten reagierend, setzten sich der Inspektor und sein Gehilfe im Gleichschritt in Bewegung, und ihre Schritte verhalten im Gang.

Mein Blick kehrte zurück zum Loch, das fünf Meter über unseren Köpfen im Glasdach klaffte. „Dass es nicht schön sein würde, habe ich Dir gesagt.“

„Ich hatte es mir schlimmer vorgestellt.“, erklang Ceciles Stimme. „Sag mal, Nathan... Zweifelst Du etwa dran, dass Dein Großvater einfach gestürzt ist?“

Ich hob und senkte die Schultern. „Keine Ahnung. Ich bin mir nicht sicher, ob diese Sache mich überhaupt so sehr interessieren sollte.“

„Na ja, McCormac interessiert sie schon.“, beachtete Cecile.

Recht hatte sie. Ich seufzte. „Höhere Gewalt. Das ist wohl der beste Grund, sich damit zu befassen. Ich sollte mich für mein Glück bedanken. Einen Moment. Was ist denn das?“

„Was?“

„Da funkelt etwas. Dort, zwischen den Blättern.“
Wahrhaftig. Etwas blinkte und blitzte.

Der Letzte Erbe

„Du hast Recht.“, stellte Cecile fest, nachdem sie meinem prüfenden Blick gefolgt war. „Vielleicht ein Glassplitter.“

„Ich glaube nicht.“ Ich griff durchs bemitleidenswerte Dickicht und hatte plötzlich ein kleines, rundes Objekt in der Hand. Eine antiquierte Münze. Mein Großvater hatte sie in seiner Todesstunde vermutlich bei sich getragen. McCormac schien nicht zu halten, was der erste Eindruck von ihm versprochen hatte. Fraglos hatte er etwas übersehen.

Langsam drehte ich die Münze in der Hand. „Ich bin sicher, er hat sie bei sich gehabt.“

„Kannst Du lesen, was darauf steht?“

„Ohne Lupe ist da nichts zu machen.“

„Und dieser Kopf? Sagt der Dir etwas?“

„Nein.“ Ich besah mir das Konturenbild. Außer, dass es einen älteren Mann zeigte, der nicht in diesem und vermutlich auch nicht im letzten Jahrhundert gelebt hatte, konnte ich nichts damit anfangen. „Nicht im Geringsten.“

„Vermutlich sollten wir die Münze McCormac übergeben. Wir könnten uns verdächtig machen, wenn wir ihm etwas verheimlichen.“

Der Vernunft halber nickte ich. Doch tief in mir keimte so ein Gefühl, dass es ein Fehler wäre, alles mit McCormac zu teilen. Zumindest nicht sofort.

Julian Wangler

Ich war der letzte Quinn. Also hatte ich verdammt noch mal ein Anrecht darauf, als erster zu erfahren, wie mein Großvater gestorben war.

Cecile wollte sich ein wenig frisch machen. Ich brachte sie zu einem der Gästezimmer, und wir vereinbarten, dass ich sie in einer halben Stunde wieder abholen würde. Nun hatte ich eine Verabredung mit der Vergangenheit, die mich unweigerlich zu sich rief, ohne dass ich etwas dagegen unternehmen konnte.

Ich begab mich in den ersten Stock. Abgestandener Brandgeruch schwängerte die Luft. Je weiter ich in den alten Flügel eindrang, desto intensiver wurde er. Damals hatten hier die Flammen getobt. Ansehnliche Risse in der Decke entblößten geschwärzte Holzbalken. Von vielen Wänden hing der Anstrich in Fetzen wie Schlangenhaut. Die Platten unter meinen Füßen waren so verrottet, dass die Bodendielen darunter hervorsahen.

Es war alles geblieben, wie es war. Meine Großeltern hatten diesen Bereich des Hauses nie wieder renovieren lassen. Warum wohl? Mir fiel wieder ein, dass ich Anthony bei der Beisetzung seiner Frau darauf angesprochen hatte. Das Nimmersatte, Unausstehliche hatte sich für einen Augenblick verflüchtigt, stattdessen war ein resignierter Aus-

Der Letzte Erbe

druck in sein Gesicht getreten. *Das ist jetzt ein Haus, das von allen Kindern verlassen wurde.*, hatte er erwidert. *Warum sollten wir uns der Illusion hingeben, dem wäre nicht so?*

Sieh einer an. Selbst Anthony Quinn hatte sich einen Rest von Seele bewahrt. Leider war dieser Rest nicht genug gewesen, um ihm die Gewissheit einzuflößen, dass mitunter seine Weltsicht das zugrunde richtete, woraus er zu Lebzeiten den unnachgiebigen Stolz bezogen hatte. Den eigenen, um seine Anerkennung buhlenden Sohn hatte er am ausgestreckten Arm verhungern lassen. So hatte er meinen Vater geradewegs dem trügerischen Trost des Alkohols überlassen. Seine Tochter hatte er wegen einer politischen Ungereimtheit verjagt wie ein rüdiges Tier.

Und ich, sein Enkel? Ausgerechnet ich, der ich meinen Großvater mehr verabscheute als mein Vater oder Tante Mary es jemals getan hatten, konnte nicht behaupten, von ihm systematisch zerstört worden zu sein. Als ich noch klein war, hatte er mir seine Geschichten und Gedichte erzählt. Er hatte Zeit mit mir verbracht, ein Privileg, in dessen Genuss seine Kinder niemals gekommen waren. Nach Großmutter's Tod hatte sich seine anfängliche Wut auf mich gelegt. Er hatte es nicht unterlassen, mir Briefe zu schreiben, in denen er

Julian Wangler

mich anhielt, nach Cumbery zurückzukommen. Er versprach mir, von nun an werde alles besser. Jeder seiner Briefe blieb unbeantwortet. Für mich war es ausgeschlossen, an diesen Ort zurückzukehren, selbst, wenn ich ihm seine endlosen Sünden vergeben hätte. Hier war Margaret verbrannt. So blieb ich Bloodriver fern. Bevor Anthony Quinn mein Herz zermartern konnte, hatte das Schicksal es getan. Was für eine Ironie.

Am hinteren Ende des Gangs lag der Aufgang zum Turm und davor Margarets Zimmer. Langsamem Schritts trat ich über die Türschwelle, nur noch eine äscherne Wölbung am Boden. Im Zimmer – lediglich eine schwarze Zelle – roch es muffig. Nur noch wenig erinnerte an die frühere, herrschaftliche Einrichtung. Einige der kostbarsten Familienerbstücke waren in jener Nacht vom Feuer zerstört worden. Zerstört, ausgelöscht wie das Leben meiner Frau.

Ich durchstreifte den Raum und spürte jähem Schmerz in mir aufsteigen. Zu spät erkannte ich, dass es ein Fehler gewesen war, hierher zurückzukehren. Alles sah hier noch genauso aus wie damals, unmittelbar nach dem Brand, nur ich war ein anderer geworden. Ich trat bis dicht ans Fenster, das Richtung Nordwesten zeigte. Hinter dem vertrübten Glas und einem Schleier aus Regen

Der Letzte Erbe

konnte ich die Dächer des Dörfchens Lenow sehen. Als bewegte sich in der Ferne eine Dampflokomotive, entstiegen ihren Schornsteinen immer wieder kleine Rauchwolken, die sich im undefinierbaren Zwielficht, in dem die Insel lag, rasch verloren. Noch weiter weg, in einer anderen Richtung, machte ich den alten Leuchtturm von Bradburial aus.

Ich hörte, wie sich hinter mir jemand räusperte. „Ist es noch sehr wie in Deiner Erinnerung?“

Nachdem ich mich umgedreht hatte, bemerkte ich, dass Cecile im verkohlten Türrahmen stand. Ich musste für einen Augenblick abgelenkt gewesen sein. Langsam kam sie näher, bis in die Mitte des Raums.

„Bleib da stehen.“, forderte ich sie auf.

Sie tat es. Sie blieb stehen und sah mich an. „Hier?“ Ihre Stimme war ein Hauch der Zärtlichkeit.

„Ja, genau. Da, wo Du jetzt stehst, genau dort, habe ich sie verloren.“ Ich rang mit meiner Wahrnehmung. „Sieben Jahre ist das jetzt her. Doch wenn ich Dich sehe... Es ist beinahe unheimlich. Als wäre sie wieder hier, mit mir in diesem Raum.“

„Du hast mir nicht erzählt, wie das Feuer ausgebrochen ist.“

Julian Wangler

„Weil ich es nicht weiß.“

„Bis heute?“

Ich schüttelte den Kopf. „In den Phrenolian News wurde der Brand eine Woche lang ausgeschlachtet, weil kein Thema bessere Lokalschlagzeilen verhieß. Die Spurensuche kam zum Schluss, dass höchstwahrscheinlich eine zu Boden gefallene Petroleumlampe das Feuer ausgelöst habe. Oder eine Schadhafte.“

„An diese Version glaubst Du nicht.“, ermaß sie.

„Ich habe lange darüber nachgedacht, was ich glauben soll und was nicht. Ich habe beschlossen, es dabei bewenden zu lassen, dass ich die Wahrheit niemals herausfinden werde. Jedoch... Margaret war in den letzten Wochen und Monaten vor ihrem Flammentod... Sie hatte sich verändert.“

„Verändert? Inwiefern?“

„Ich glaube, es war dieser ganze Ort. Er hat sie irgendwie krank gemacht. Etwas Schweres hat auf ihrer Seele gelastet, das sie nicht aussprach und das sie mit jedem Tag mehr niederdrückte. Oft stand sie an diesem Fenster und sah einsam hinaus, mit Vorliebe, wenn wieder das Wetter um sich schlug. Manchmal beobachtete ich sie heimlich und lauschte ihren Worten. Sie säuselte immer nur einen Satz vor sich hin. Wie ging der

Der Letzte Erbe

doch gleich? Wann kommt die Flut, wann kommt die Flut... Ich beging damals einen Fehler, der durch nichts wieder gutzumachen ist. Es gelang mir einfach nicht, sie glücklich zu machen. Ich versagte darin, ihre krankhafte Veränderung richtig einzuschätzen und rechtzeitig die nötigen Konsequenzen zu ziehen. Und deshalb werde ich mir ihren Tod nie verzeihen. Nicht sie hätte in jener Nacht umkommen müssen, sondern ich.“

„Ich dachte, die Dämonen der Vergangenheit hätten den Sieg davongetragen. Aber noch scheint es Hoffnung zu geben.“ Eine andere Stimme war erklungen. Ich schaute zur Tür und erkannte, wie jemand Neues eintrat. „Der verlorene Sohn kehrt nachhause zurück. Willkommen daheim, Meister Nathan.“

Vor mir stand Arthur, seit ehemdem Butler der Familie Quinn.

Kapitel 9

Mit Arthurs plötzlichem Auftauchen schienen die Bediensteten von Bloodriver Castle aus ihren ungeahnten Verstecken hervor zu kriechen. Bis dahin hatte ich nicht einmal gewusst, ob der alte Butler überhaupt noch lebte, geschweige denn nach wie vor hier war. Am wenigsten hatte ich angenommen, noch jemand anderes wäre von Sir Anthony für die Bewirtschaftung eingestellt worden. Das Gegenteil entpuppte sich als richtig. Ich erfuhr, dass neben dem treuen Arthur drei weitere Personen seit ein paar Jahren ihre Dienste im Dunstkreis des Herrenhauses verrichteten: eine robuste Köchin namens Monica, ein Gärtner, der auf den Namen Canoul hörte, und da war noch der Stallknecht Stifler, der sowohl für die Pflege der Pferde zuständig als auch der behelfsmäßige Chauffeur meines Großvaters für seine seltenen Spazierfahrten nach Lenow gewesen war.

Obwohl ich Moncia, Canoul und Stifler nicht kannte, fiel mir an Arthurs Verhalten sogleich etwas Gespieltes, etwas merkwürdig Geheucheltes auf. Es schien nicht in mein altes Bild des schmal-silbigen Butlers zu passen und fand sich auch im Gebaren der anderen drei wieder. Nachdem ich

Der Letzte Erbe

eine Weile darüber nachgedacht hatte, fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Sir Anthonys Verschleiden hatte sie der reellen Gefahr ausgesetzt, sehr bald ihre Anstellungen zu verlieren. Jemand wie Arthur hatte sein halbes Leben lang im Dienst der Familie gestanden. Nun ruhten all ihre Hoffnungen auf mir. Es lag auf der Hand, dass sie alles dafür tun wollten, um mich zum Hierbleiben zu bringen, damit die Quinn-Maschinerie fortlief und ihnen weiter einen Platz in ihren Getriebe zudachte.

Arthur trug Cecile ihre Koffer aufs Zimmer, dann ging er mir zur Hand. Als wir mein altes Gemach betraten, fiel mir auf, dass es kleiner war als in meiner Erinnerung. Trotzdem kam mir nach beengten Jahren in günstigen Mietwohnungen das Zimmer wie ein anstößiger Luxus vor. Hier war es kalt, und eine dünne, aber beständige Staubschicht ruhte auf den Möbeln.

Arthur begab sich sogleich daran, den Kamin anzuzünden. Er ging zu dem Korb mit Feuerholz hinüber und warf einige Scheide ins Feuer, woraufhin ein Funkenschauer aufstob. Viel wärmer wurde mir dadurch auch nicht, doch was half es? Ich würde Cumbery nicht so schnell verlassen können. Es gab noch einige Dinge zu erledigen.

Julian Wangler

Im Gespräch mit Arthur fand ich heraus, dass ich scheinbar der Einzige war, der den Gedanken zuließ, mein Großvater mochte weder durch einen Unfall noch durch Selbstmord sein Ende gefunden haben. „Was Sie auch tun, Meister Nathan“, sagte der Butler, „Sie werden ihn nicht wieder lebendig machen. Das Einzige, was in Ihrem Ermessen liegt, ist das Erbe zu respektieren und dafür zu sorgen, dass dem Hause Quinn wieder eine Zukunft geschenkt wird.“

Arthur hatte eindeutig zu lange unter meinen Großeltern gelebt. Einen Moment hörte er sich an wie mein Großvater in seinen Briefen. Ich schloss nicht aus, dass Anthony ihm mitgegeben hatte, sein beharrliches Flehen fortzusetzen, wenn einer einmal nicht mehr da war.

Ich machte mich daran, meine Sachen auszupacken und deponierte alles vorübergehend auf einem kleinen Tisch direkt am Fenster.

„Sir, wenn Sie gestatten: Ich habe mit großem Schrecken gehört, was Ihnen auf dem Weg nach Cumbery widerfahren ist.“

Ich dachte nicht gerne daran zurück. „Schön war es nicht.“, erwiderte ich knapp.

„Ich vermag es mir einfach nicht zu erklären. Möglicherweise haben die Whistlers oder E-

Der Letzte Erbe

verthows damit zu tun, eine jener Familien, mit denen Sir Quinn im Disput stand.“

„Der Gedanke ist mir auch schon gekommen. Wir werden sehen, was McCormac noch zutage fördert.“

Arthur fachte das Feuer im Kamin mit dem Blasebalg an. „Ich nehme an, der Inspektor bat Sie bereits zu Doktor Rooven nach Lenow herunter?“

„Ja, ich werde mich in Kürze auf den Weg machen.“

„Geben Sie auf sich Acht, Meister Nathan.“

„Keine Sorge.“, beruhigte ich ihn. „Einer von McCormacs Leuten wird mich begleiten, nur um sicherzugehen. Um auf Rooven zurückzukommen: Wie haben Großvater und er sich eigentlich kennen gelernt?“

„Verzeihen Sie, Meister Nathan. Mein Gedächtnis ist nicht mehr das Beste. Sie sollten den Doktor danach fragen.“ Mir schien Arthurs wie immer höflich gewählte Antwort ein wenig prompt gekommen. „Er ist seit Jahren bei uns ein gern gesehener Gast gewesen, der Sir Quinn mit seinem Habitus und seiner Belesenheit erfreute.“

„Mhm.“, machte ich, kaum schlauer als zuvor. „Na schön. Vielleicht können Sie mir bei einer anderen Sache behilflich sein. Wissen Sie, was das hier ist?“

Julian Wangler

Ich hielt Arthur meinen Fund auf Augenhöhe. „Nun, dies sieht mir verdächtig nach einer Münze aus. Möglicherweise ein Sammlerstück.“

„Ich habe es in einem der Beete gefunden. Gehörte es Großvater?“

„Dazu kann ich nichts sagen. Ich habe ihn jedenfalls nie damit gesehen. Aber die Abbildung auf dieser Münze erinnert mich an das Gemälde von Mortimer Quinn in der Bibliothek. Ich glaube, Sir Quinn hat ihn verehrt.“

Die Bibliothek. Vielleicht ein nützlicher Hinweis. Ich würde ihr beizeiten einen Besuch abstatten. „Danke, Arthur. Bei Gelegenheit würde ich mich gerne mit den drei Angestellten unterhalten.“

„Selbstverständlich. Soll ich sie herrufen?“

„So sehr eilt es nicht. Ich werde mit jedem einzeln sprechen. Ähm... Ich erinnere mich daran, dass Großvater es nicht gerne sah, dass jemand Fremdes im Haus ist. Und für ihn waren fast *alle* Menschen Fremde, wie Sie wissen. Wann hat er seine Meinung geändert?“

Der Butler zögerte und befeuchtete dann seine schmalen Lippen. „Es war einer der Wünsche von Lady Quinn, als sie auf dem Sterbebett lag. Eine schreckliche Zeit. Sie bat ihren Gatten darum,

Der Letzte Erbe

mehr Mittel in die Pflege des Hauses zu investieren. Ihr zuliebe überwand er sein Misstrauen.“

Mir fiel das wuchernde Gestrüpp ein, das ich bei der Anfahrt bemerkt hatte. „Nehmen Sie es mir nicht krumm, Arthur. Aber trotz drei neuer Gesichter in Bloodriver sieht es nicht sehr viel freundlicher aus als vor sieben Jahren.“

Arthur schien damit zu kämpfen, meine Worte nicht persönlich zu nehmen. Seit ich denken konnte, hatte er sich damit identifiziert, dass alles in Bloodriver seinen geregelten Gang ging. Meine offene Art machte ihm bewusst, dass die lange Trennung auch mich verändert hatte. „Nun, das war nicht immer so.“, antwortete er zuletzt mit zerknirschtem Gesichtsausdruck. „Seit einer Weile ist es schwerer geworden, von gewissen Herrschaften hier im Haus eine anständige Arbeitsleistung zu bekommen, sehr zu meinem Bedauern.“

Ich schob die Brauen zusammen. „Und Großvater hat sich nicht darüber aufgeregt?“

„Nicht sonderlich. In seinem letzten Lebensjahr schien er sehr mit sich selbst zu tun zu haben. Die Last des Alters. Er tat mir Leid, doch ich vermochte ihm kaum zu helfen.“

Wie seltsam. Einige Dinge schienen sich nicht so fortgetragen zu haben wie von mir erwartet.

Julian Wangler

Ich beschloss, das Thema zu wechseln. „Arthur, bitte weisen Sie Monica an, heute Abend für etwas Warmes zu sorgen. Miss Friant und ich werden hungrig sein.“

„Sehr wohl, Meister Nathan. Wenn Sie mir die Bemerkung erlauben: Es tut gut, dass wieder ein Quinn im Hause weilt.“ Er wandte sich zum Gehen.

„Arthur?“ Ich sah, wie er noch einmal innehielt. „Eine Zeitlang, da war ich sehr böse auf Sie. Das wissen Sie. Aber nun bin ich bereit, das der Vergangenheit angehören zu lassen. Ich bin mir darüber im Klaren, dass Sie vor sieben Jahren das einzig Richtige getan haben, als sie mich von ihr wegzerren. Margaret *war* nicht mehr zu helfen.“

Canoul, den Floristen, fand ich am alten Brunnen neben dem Hauptportal, wo er damit beschäftigt war, Unkraut zu jäten. Wind und Wetter hatten seine Haut gegerbt, sein Haar war schieferfarben und zerzaust, seine Augen chronisch gerötet.

Zunächst schenkte er mir kein Interesse. Dieses Verhalten schien einer Vorahnung zu entspringen, die in seinem Blick flimmerte. Und dieser Blick verriet noch etwas: Canoul dachte über sehr viel mehr Dinge nach, als man es von einem gewöhnlichen Gärtner erwartete.

Der Letzte Erbe

„Und wie kamen Sie mit Sir Anthony zurecht?“

Erst diese Frage schien den in sich versunkenen Canoul aufzuwecken. Er weitete die entzündeten Augen und starrte mich an, als wollte ich ihm etwas tun. „I-ich... Ich kannte ihn nicht gut.“, stotterte er.

„Wenn Sie doch schon so viele Jahre hier sind, wie Arthur sagt? Sind Sie ihm nie begegnet?“

„N-nie.“, wiederholte Canoul. „Nun ja, das wäre wohl übertrieben. Aber wir sind uns nur äußerst selten begegnet. Er machte mir von Anfang an unmissverständlich klar, dass ich meinen Job bei ihm nur seiner Frau zuliebe habe.“

„Haben Sie sich dadurch benachteiligt gefühlt oder schikaniert?“

Canoul zögerte. „Wenn es Ihnen Recht ist, möchte ich mich dazu lieber nicht äußern.“

„Kommen Sie, was dachten Sie so von ihm?“ Ich wusste, dass ich eine Grenze überschritt.

Canoul fühlte sich sichtlich in die Enge getrieben. „I-ich hielt ihn für sehr...eigen.“

„Sie sind kein guter Diplomat, Canoul.“

Plötzlich schien sich der Gärtner zu fangen und richtete sich zu voller Größe auf. „Nein, Sir, ich bin Schotte.“, antwortete er unerwartet kraftvoll. „Und wir Schotten haben nun mal in erster Linie

Julian Wangler

Sinn für zweierlei: Scotch und eine ordentliche Grünanlage.“

„Ordentlich?“, zog ich ihn auf. „Die Pflege des Gartens erscheint mir doch ziemlich stiefmütterlich.“

„I-ich tue mein Bestes, Sir. Das habe ich immer. Aber allein kommt man kaum hinterher. Außerdem ist in den letzten Jahren außer dem Unkraut kaum noch etwas aus dem Boden gesprossen.“

„Das ist kaum zu übersehen.“ Die Münze kam mir wieder in den Sinn. „Sagen Sie, Canoul, sind Sie eigentlich auch für den Wintergarten zuständig?“

„Nein, das ist nicht mein Einsatzbereich. Ich arbeite nur hier, um das Schloss herum, wenn Sie so wollen.“

„Und wer ist dann für den Wintergarten zuständig?“

Canoul zuckte die Achseln. „Soweit ich weiß, niemand. Sir Quinn goss hin und wieder die Pflanzen selbst, aber er war wohl nicht bereit, jemand Festes dafür einzustellen.“

„In Ordnung. Fällt Ihnen sonst noch etwas zu meinem Großvater ein?“

Canoul rollte die Augen. „Ehrlich gesagt nicht, Sir. Aber Doktor Rooven scheint ihn gekannt zu haben.“

Der Letzte Erbe

„Der steht auch noch auf meiner Liste.“, versicherte ich. Da erschrak ich, als ich ein lautes Rumpeln und Scheppern hörte. „Was zum... Was war das?“

„Oder wer.“ Canoul schob das Kinn vor. „Stifler. Wenn er aufräumt, gibt es immer ein Getöse. Und meistens ist das Chaos danach noch größer. Er hat zwei linke Hände, dieser Holzkopf. Vielleicht fragen Sie ihn nach Sir Quinn. Er hat mehr Zeit mit ihm verbracht. Sie wissen, dass er ihn chauffiert hat, Sir?“

Offenkundig waren sich Gärtner und Knecht nicht gerade grün. Und für den Fall, dass sie es doch waren, hatte Canoul soeben alle Hebel in Bewegung gesetzt, um Stifler anzuschwärzen. Canoul war mir nicht geheuer. Er enthielt mir irgendetwas vor und wirkte verschlagen und schlau.

Als ich zur Stalltür kam, war von Stifler nichts zu sehen. Vor dem Tor stand ein noch nicht abgeladener Heuwagen, daneben ein Haufen mit Holzklötzen. Überall roch es nach Pferdedung. Eine Laterne verbreitete spärliches Licht im Stall. Ich schaute mich um und konnte niemanden sehen.

Dann hörte ich ein Rascheln. Als ich mich umdrehte, näherte sich mir ein riesenhafter Schatten. Mit einer Axt auf der Schulter.

Julian Wangler

„Zum Teufel, wer bist Du, Junge?“, fragte ein blondhaariger Riese von einem Mann.

Ich baute mich vor ihm auf, ein ziemlich hoffnungsloses Manöver, bedachte man, dass er mich um zwei Köpfe überragte. „Ich bin Nathan Quinn.“

„Oh.“ Der Breitschultrige verstummte zunächst, weil er den Reflex seines vorlauten Mundwerks bedauerte.

„Was hatten Sie mit der Axt vor?“

„Was man mit einer Axt ebenso tut: Holzhacken.“

Das war also der Dritte im Bunde unserer Bediensteten. Es brauchte nicht viel, um zur Feststellung zu gelangen, dass Stifler mürrisch war, nach Wein roch und auf Canoul nicht gut zu sprechen war. Entgegen meiner Erwartung konnte er mir über meinen Großvater noch weniger berichten als der Gärtner.

„Sie haben ihn hin und wieder chauffiert, nicht wahr?“

Es zuckte in Stiflers Gesicht. „Was meinen Sie damit?“

„Das, was ich Sie frage. Antworten Sie einfach.“

„Früher war das so. Früher wollte er jeden zweiten Tag nach Lenow fahren, über viele Jahre hinweg. Keine Ahnung, was er dort gemacht hat. Ich

Der Letzte Erbe

war immer froh, wenn sich eine solche Gelegenheit geboten hat. Dadurch konnte ich von diesem unheiligen Ort wegkommen.“

„Sie meinen Bloodriver? Wieso?“

„Diese Mauern sind mir nicht geheuer.“, raunte Stifler. „In der Nacht hört man es knacken und knirschen, als würden unheimliche Wesen umherschleichen. Und bei jedem Wind hat man das Gefühl, fistelnd flüsternde Stimmen zu hören. Ständig hat man das Gefühl, man würde angeglotzt von etwas, das vor langer Zeit versunken ist.“

„Sie machen Witze.“

„Nein, nein, Sir Quinn. Ich habe mich hier noch nie sehr behaglich gefühlt. Bislang habe ich darüber hinweg gesehen, weil man weit und breit nirgends so gut bezahlt wird. Ihr Großvater war wirklich ein spendabler Mann, und deshalb soll er in Frieden ruhen. Monica sagte mir, Sie wären gekommen, um seine Nachfolge anzutreten.“

Verdross packte mich. „Also, das ist noch keine ausgemachte Sache.“

Kapitel 10

Als ich in Begleitung von Cecile und Sprint nach Lenow fuhr, tat sich am Himmel eine seltene Erscheinung auf: ein Wolkenbruch. Sonnenstrahlen sickerten hinab auf den Ozean, malten dort seine dahinschwappenden Bewegungen nach und verwandelten Teile der Insel in Seen aus gleißendem Silber. Noch bevor wir im Dorf angekommen waren, hatte sich die Wolkendecke wieder geschlossen.

Im Dorfkern von Lenow angekommen, ergriff eine wehmütige Stimmung Besitz von mir. Wie oft hatte ich meinen Vater hierhin begleitet. Auf dem kleinen Fluss, der das Dorf in zwei Hälften teilte, hatten wir in unserem Boot gesessen und die Angelhaken ausgeworfen. Wenn wir Glück hatten und ein Fisch anbiss, hatten wir ihn am Ende des Ausflugs meist ins Wasser zurückgeworfen. An diese Tradition versuchte jetzt, mehr schlecht als recht, ein Angler anzuknüpfen. Er saß auf dem Brückenbogen, wo Laub wie Schlangenhaut vom Wind aufgewirbelt wurde.

Zu dritt gingen wir hinüber, und dort trennten sich fürs Erste unsere Wege. Cecile würde sich in den schmalen Gassen die Füße vertreten, während ich McCormac einen Besuch abstattete. Anschlie-

Der Letzte Erbe

ßend würden wir uns im *Humphrey's* treffen, der einzigen Taverne des Örtchens, die es tatsächlich noch gab.

Die einzige Polizeistelle auf ganz Cumbery war im Anbau des kleinen Rathauses untergebracht. In einem mehr als bescheidenen Büro erhob sich McCormac hinter seinem in Papierstapeln versinkenden Schreibtisch, und ich erkannte den ihm angestammten Zahnstocher zwischen seinen Lippen. „Mister Quinn, ich bin erfreut, dass Sie meine Bitte ernst genommen haben.“ Er bedeutete mir, Platz zu nehmen. „Wie sieht es aus? Haben Sie sich zuhause wieder eingefunden?“

Die Frage irritierte mich. Was kümmerte es den Inspektor? Ging hier eigentlich jeder davon aus, ich würde auf dieser gottverdammten Insel bleiben? Mir gelang es, eine entsprechende Grimasse zu unterdrücken. „Ich kann nicht behaupten, dass es sich wirklich wie Zuhause anfühlt, Inspektor.“

„Ach ja.“, machte der Andere. „Und mit Mister Sprint ist alles gut verlaufen?“

„Er war sehr höflich, danke. Wieso fragen Sie?“

„Ach, wir hatten früher das eine oder andere Problem mit ihm. Aber das ist lange her, und wenn ich Sie mir so anhöre, scheinen wir ihn weich gekriegt zu haben.“ McCormac schlug die Hände zusammen. „Wenn Sie nichts dagegen ha-

Julian Wangler

ben, würde ich mich gerne Ihrem Erlebnis vor und während der Überfahrt zuwenden. Es wird nicht lange dauern.“

In der folgenden halben Stunde quetschte mich McCormac über sämtliche Details meiner nächtlichen Begegnungen aus. Ich versuchte, alle Fragen wahrheitsgemäß zu beantworten und ließ mir bei der Beschreibung dessen, was ich mir gemerkt hatte, Zeit. Der Inspektor kaute dabei auf seinem Holzstäbchen und notierte alles handschriftlich. Nach einer Weile konnte dem Protokoll nichts mehr hinzugefügt werden, und McCormac bat mich, einem seiner Mitarbeiter am Computer zu helfen, wo zwei Phantombilder der Männer angefertigt wurden, die mir aufgewartet hatten. Meiner Meinung nach waren sie vage und nicht sehr ergiebig, doch die Formalitäten wollten selbst von der Cumbery-Polizei geachtet werden. Man führte mich zurück zu McCormac, der mir ohne Nachfrage einen wenig spektakulären Automatenkaffee vorsetzte.

„Jetzt, da das erledigt ist, steht ein Punkt noch aus. Ich würde mich gerne mit Ihnen über Bloodriver unterhalten.“

Ich blinzelte. „Den Landsitz?“

„Genauer gesagt das, was sich dort zugetragen hat. In den vergangenen zwölf Jahren gab es vier

Der Letzte Erbe

Todesfälle. Nur zwei davon konnten bislang geklärt werden. Mister Quinn, ich bin mir durchaus im Klaren darüber, dass dieses Thema für Sie nicht das angenehmste ist, jedoch könnte es wichtig für den weiteren Gang der Ermittlungen sein.“

„Ich verstehe.“

McCormac holte tief Luft. Weiter ruhten seine Augen auf mir. „Die beiden Opfer, deren Todesursachen bis heute im Dunkeln liegen, sind Ihr Vater und Ihre Frau. Was können Sie mir darüber sagen?“

„Das, was Sie höchstwahrscheinlich in Ihrer Akte stehen haben. Mein Vater starb an einem Cocktail aus Schlaftabletten und Alkohol, meine Frau in den Flammen.“

„Sind Sie sich ganz sicher, Mister Quinn?“

Ich wurde mehr als stutzig. „Weshalb diese Nachfrage, Inspektor? Vertrauen Sie mir et...“ Ich verstummte, als ich entsetzt die Antwort in seinem Blick zu lesen glaubte.

„Diese Fälle sind nie geklärt worden.“ McCormacs Stimme nahm einen beschwichtigenden Klang an. „Wir müssen einfach sämtliche Quellen ausschöpfen, und jetzt da Sie hier sind -...“

„Nein.“, unterbrach ich ihn. „Darum geht es nicht. Es geht darum, dass Sie mich in Ihren Verdacht einschließen, habe ich Recht?“

Julian Wangler

Der Inspektor seufzte leise. „Was würden *Sie* an meiner Stelle machen?“

„Ganz einfach: Ich würde meinen messerscharfen Verstand benutzen.“ Ich merkte, wie ich mich in Sekundenschnelle in eine kaum zu bändigende Rage hineinsteigerte. Bloodriver hatte mir alles genommen, was mir jemals lieb und teuer gewesen war. Es hatte mich auf diese unsägliche Insel zurückgezogen, um eine leidige Pflicht zu erfüllen, zu der ich im Grunde meines Herzens nie bereit gewesen war. Und das war der Dank? Dass man mich verdächtigte, verdächtigte des Mordes an meinem eigenen Großvater? Das war zu viel. Hinter meinen Schläfen pochte das Blut. „Inspektor, ich war sieben Jahre weg.“

McCormac winkelte den Kopf an. „Zu dem Zeitpunkt, als Ihr Vater und Ihre Frau umkamen, lebten Sie noch hier, oder wollen Sie das abstreiten?“

Immer noch konnte ich nicht fassen, was ich da zu hören bekam. „Ich streite überhaupt nichts ab.“

Der Inspektor erzeugte ein schmales Lächeln. „Ein reines Gewissen also?“

Ich ließ mich nicht auf die provokante Frage ein. „Oh nein. Jeder hat sein Päckchen zu bürden, ich das meine. Ich werde mir bis ans Ende meiner Tage zum Vorwurf machen, dass ich den Lauf der Dinge nicht abändern konnte. Aber das macht

Der Letzte Erbe

mich noch lange nicht zu einem Verbrecher.“ In einem Ruck erhob ich mich. „Ich denke, wir haben uns fürs Erste genug unterhalten, Inspektor.“ Bevor ich aus der Tür trat, fügte ich hinzu: „Auf die Eskorte verzichte ich ab jetzt. Ein Verdächtiger sollte nicht beschützt werden, der kann gut genug auf sich selbst aufpassen.“

Als ich wutentbrannt die Tür zuknallte, hatte ich bereits dieses Gefühl, dass meine Reaktion nicht recht überlegt war. Aber manchmal sind wir eben Sklaven unserer Erinnerung. Ich spürte, wie die Dämonen zu mir zurückkamen, die Arthur gemeint hatte.

Im *Humphrey's* wartete Cecile bereits auf mich. Sie saß in der hintersten Ecke und hatte ein Glas Gingerale vor sich. Anfänglich wunderte sie sich, dass mein Gespräch mit McCormac so lange gedauert hatte. Als ihr jedoch das Glühen meiner Wangen und Ohren auffiel, begann sie umzudenken. Entrüstet breitete ich ihr aus, dass dieser Einfaltspinsel von McCormac tatsächlich mich auf seine Liste gesetzt hatte, anstatt sich um vernünftige Fortschritte zu bemühen.

Cecile sah es nicht ganz so eng wie ich. Sie argumentierte, so etwas sei ganz normal, und der Inspektor mache doch nur seinen Job. Je mehr sie

Julian Wangler

auf mich einredete, desto mehr bewirkte sie, dass meine Wut sich allmählich legte.

In der Zwischenzeit war es Abend geworden, und die Taverne war gut gefüllt. Ich entsann mich unseres ersten Rendezvous in Étretat. Gerade ein paar Tage war das her. Es hatte sich so viel Bedrückendes ergeben, und doch war Cecile immer noch der Quell meiner Stärke. Jeder von uns bestellte sich noch ein Ale, und wir vereinbarten, dass der alte Humphrey bei unserem nächsten Besuch die Kochkünste seiner Frau ausprobieren durfte.

Cecile bestand darauf, ein Taxi zurück nach Bloodriver nehmen. Mir rang dieser Entschluss nur mäßige Begeisterung ab, doch wie immer wusste sie, was sie wollte und verstand auch, den entsprechen Nachdruck einzusetzen. Cecile tröstete mich mit der Aussicht auf einen gemeinsamen Abend. Und falls bis dahin etwas sei, werde sie nichts zögern und sich an Arthur wenden, den sie zu mögen schien.

Wir machten ab, dass ich sie nach meiner Rückkehr in ihrem Zimmer abholen würde. Sie schenkte mir ein Lächeln und küsste mich auf die Wange. Anschließend war ich bereit für meinen Abstecher bei Doktor Rooven.

Der Letzte Erbe

Die Pathologie fand sich in einer Seitenstraße unweit vom Rathaus. Sie war zur einen Hälfte eine Privatwohnung. Ich klingelte. Kurz darauf öffnete jemand.

„Ah, Sie müssen Mister Quinn sein, nicht wahr?“ Doktor Thadeusz Rooven, ein Mann mit vorstehenden Augen und Stirnglatze, begrüßte mich höflich und ließ mich ein. Gleich wies er mir den Weg hinab in seinen Keller, wo sich der Raum befand, der gleichermaßen als Leichenhalle wie Obduktionssaal diente.

Roovens Worte verhallten im Gewölbe. „Sir Anthony war ein fürstlicher Mensch. Solange ich ihn kannte, sprühte er nur so vor Energie und Wissbegierde. Eben diese Eigenschaften machten ihn zu einem durch und durch brillanten Gesprächspartner. All die Abende, die wir miteinander verbracht haben... Es ist ein Jammer, dass es so mit ihm zu Ende ging. Andererseits heißt es doch, man soll gehen, wenn es am schönsten ist. Wie dem auch sei: Ich hätte nie gedacht, Ihren Großvater eines Tages auf einem meiner Tische liegen zu haben.“

Ich schluckte. Um kein Risiko einzugehen, machte ich gute Miene zum bösen Spiel. „Ja, das ist es wirklich, ein Jammer. Darf man...“ Mein

Julian Wangler

Blick fiel auf den Leichnam, der abgedeckt vor uns auf dem Seziertisch lag. Lediglich zwei graue Füße ragten daraus hervor. Ein Kloß formte sich in meinem Hals. „Darf man fragen, wie Sie sich kennen gelernt haben?“

„Stellen Sie sich vor: Ich weiß es gar nicht mehr.“ Ein gurgelndes Lachen entrang sich seiner Kehle, das im nächsten Moment wieder verklungen war. „Es ist, als hätten wir uns *ewig* gekannt.“, fügte er schwülstig anbei.

Rooven blieb mir die Antwort auf meine Frage schuldig. Er begann mich zu betrachten, warf einen Blick auf meine etwas abgestandene Kleidung. „Sie scheinen *nicht* nach ihm zu kommen. Ich hörte, Ihnen war das Leben, wie Sir Anthony es führte, zuwider.“

„Na ja, so würde ich es nicht gleich –...“

„Kommen Sie, wir sollten es nicht zu lange machen. Es wartet noch Arbeit auf mich.“

So ominös der Pathologe auch daherkam: Seine Unterbrechung sprach Bände. Er konnte mich nicht leiden. Widerwillig folgte ich ihm und bezog dann auf der anderen Seite des Tisches Aufstellung.

„So, jetzt kommt erst einmal die protokollarische Routine. Sind Sie bereit?“

Der Letzte Erbe

Ich schluckte. „So bereit, wie man nur sein kann.“

Er schlug die Abdeckung zur Seite, sodass der Kopf des Toten entblößt wurde. „Können Sie bestätigen, dass es sich um Ihren Großvater handelt?“

Ich war bemüht, alle Säfte bei mir zu behalten. „Eindeutig ja.“

Rooven machte mit einem Kugelschreiber ein schnelles Häkchen auf einen Zettel. „Dann wäre das der Vollständigkeit halber auch erledigt.“

„Ähm... Sie wollten mich etwas fragen, richtig?“

„Das stimmt.“ Rooven zog die Decke bis zur Brust des leblosen Körpers hinab. Dann zeigte er auf eine Stelle am rechten Oberarm, die mit einer kleinen Tätowierung bedeckt war. „Können Sie mir vielleicht sagen, was das ist?“

„Es ist das Signum der Quinns.“, klärte ich ihn auf. „Die Tätowierung wird schon seit vielen Generationen unter den Männern der Familie weiter gegeben.“

„Das heißt, Sie haben auch eine?“

Ich nickte. „Sogar an derselben Stelle.“

Rooven wirkte enttäuscht. Vermutlich hatte er sich ein viel versprechenderes Indiz unter der Tätowierung ausgemalt. „McCormac wird nicht gerade himmelhoch jauchzen. Ich habe nicht den geringsten Hinweis auf externe Gewalteinwirkung

Julian Wangler

finden können. Keine fremden Substanzen in seinem Körper. Möglicherweise ist die einfachste Antwort die beste, und er ist wirklich nur vom Balkon gefallen, so unglücklich das auch klingt.“

Was für ihn unglücklich klang, war aus meiner Sicht die beste Perspektive auf den Tod Anthony Quinns. Ich klammerte mich daran. „Unser Butler teilte mir mit, dass morgen meine Tante anreist. Können wir ihn beerdigen?“

„Ich habe Abstriche und sonstige Proben vom Leichnam genommen.“, versicherte Rooven. „Er kann unter die Erde.“

Mir fiel noch etwas ein. „Wenn es Ihnen Recht ist, würde ich gerne die persönlichen Gegenstände meines Großvaters sehen.“

Der Forensiker schob eine Hand vor. „Auf keinen Fall. Sie sind bis auf weiteres amtlich versiegelt.“ Aus der Wohnung dröhnte die Klingel. „Wer ist *das* denn schon wieder?“, brummte Rooven verstimmt. „Entschuldigen Sie mich. Aber rühren Sie hier nichts an, wenn ich bitten darf.“

Er verschwand auf der Treppe nach oben. Ich konnte nicht widerstehen und begann mich umzuschauen. Wo konnten die Sachen untergebracht sein? *Da*. Auf einem Regal in der hintersten Ecke standen mehrere kleine Pappkartons, und einer

Der Letzte Erbe

von ihnen war mit ‚Quinn‘ beschriftet. Kurzerhand brach ich das Siegel und schaute hinein.

Gleich zuoberst lag etwas Schimmerndes. Eine zweite Münze, der, die ich im Wintergarten gefunden hatte, nicht unähnlich. Ich steckte sie ein, zusammen mit einem aufziehbaren Schmuckkästchen. Ich kam nicht dazu, die darunter liegenden Dinge in Augenschein zu nehmen.

Gerade noch rechtzeitig gelangte ich zurück zum Seziertisch. Ich sah zur Treppe und erkannte in der Diele die Beine des Wartenden. Rooven schwieg sich über den Besucher aus. Er setzte mich darüber in Kenntnis, dass jetzt viel Arbeit auf ihn warte und ich mich bereithalten sollte, falls sich eine neue Frage zu meinem Großvater auftun sollte. Dann entließ er mich durch den Hintereingang.

Ich war froh, wieder draußen zu sein, auch wenn es in Strömen regnete. Trotzdem machte mich Roovens Verhalten stutzig. Ein schmales, erleuchtetes Fenster zeigte mir im Wohnzimmer des Hauses die Gestalten des Doktors und seines unbekanntem Besuchers. Vorsichtig schob ich mich an der Wand entlang und spähte flüchtig hinein. Was ich sah, verschlug mir den Atem.

Er! Der Mann von der Fähre! Der Mann, der versucht hatte, mich umzubringen! Er war hier, zu

Julian Wangler

Gast bei Rooven! Sofort entfernte ich mich und stürzte durch die Gischt zu meinem Wagen. Instinktiv hielt ich Ausschau nach der Glut einer Zigarette, die sich vor dem Hintergrund der Dunkelheit abzeichnete. Aber da war nichts. Als ich den Parkplatz erreicht hatte, ließ ich den Wagen an und fuhr mit quietschenden Reifen davon.

Kapitel 11

Mein erster Reflex hatte darin bestanden, unverzüglich McCormac anzurufen und atemlos Rooven zu beschuldigen. Dann, als ich das Herrenhaus erreichte, teilte mir ein Gefühl mit, dass der Fremde nicht mehr dort wäre, würde der Inspektor in der Pathologie vorbei sehen. Das Einzige, was ich bezweckt hätte, wäre mich mit Verurteilungen anderer selbst noch verdächtiger zu machen. Nein, ich musste meinen Schrecken überwinden und diesem schaurigen Rätsel auf den Grund gehen, und selbst, wenn mein Leben bedroht war. Ich tröstete mich mit der Aussicht, dass mir bislang nur aufgelauert worden war, wenn ich allein war. Einzig auf Cecile musste ich ein Auge werfen. Unter keinen Umständen durfte ihr etwas zustoßen. Außer ihr und vielleicht Arthur konnte ich niemandem vollends Vertrauen schenken.

Die kalkweiße Farbe, die meine Haut vorhin angenommen hatte, wurde durch ein blasses Rosa ersetzt, als ich die Eingangshalle von Bloodriver betrat. Der Angstschweiß war vom Regen fortgewaschen worden. Arthur empfing mich und nahm meinen Mantel entgegen. Sofort eilte ich die

Julian Wangler

Treppe hinauf und war erleichtert, Cecile unbeschadet in ihrem Zimmer vorzufinden.

„Nathan. Ist alles in Ordnung mit Dir?“

„Aber ja. Es ist nichts.“, antwortete ich und schenkte ihr ein Lächeln. „Mir knurrt jetzt nur der Magen.“

Während wir auf das Essen warteten, erzählte ich Cecile von meinem Besuch bei Rooven. Ich unterschlug das Schlusskapitel und sagte stattdessen nur, er habe nichts Interessantes entdecken können, sodass Großvater gleich morgen die lange Ruhe antreten könne. Dafür zeigte ich ihr die Münze vor, die ich aus der Pathologie entwendet hatte. Anschließend trug Monica, die rüstige Köchin, das Essen heran. Es schmeckte vorzüglich, und wir wurden ganz und gar satt.

Später am Abend bat ich Arthur, Cecile ins Teezimmer zu führen und ihr etwas über seine Zeit im Haus zu erzählen. Ich wollte nicht, dass sie allein ging. Ich versprach, baldigst nachzukommen und stattete vorher Monica einen Besuch in der Küche ab, wo sie gerade mit dem Abwasch zugange war.

„Dürfte ich Sie etwas fragen, Monica?“

Der Letzte Erbe

Ihr Blick verriet, dass sie informiert war. „Zu Sir Quinn, oder, Sir? Canoul und Stifler erzählten mir, dass Sie deshalb zu ihnen kamen.“

„Was ist denn schon dabei?“, spielte ich es herunter. „Ich war sieben Jahre nicht mehr hier, und außer Arthur und Ihnen dreien hat niemand so viel Zeit mit meinem Großvater verbracht.“

„Das kann man so nicht sagen, Sir. Niemand von uns hat Zeit mit ihm verbracht. Wir verrichteten unsere Aufgaben, und das war genau das, was Sir Quinn von uns erwartete.“

„Also würden Sie Ihr Verhältnis zu ihm als eher kühl beschreiben.“

„Eher als gar keines, so würde ich es beschreiben, Sir. Obwohl: Manchmal war es schon seltsam.“

„Seltsam?“

„Ja, im letzten Jahr zumindest. Wenn ich ihm das Essen brachte, war er einfach verschwunden.“

„Verschwunden, was meinen Sie damit, Monica?“

„Wie ich es doch sage, Sir. Normalerweise hielt er sich immer in ein paar angestammten Räumen auf. In der Bibliothek oder der Eingangshalle vor dem Kamin, in seinem Zimmer... Aber er war einfach nirgends mehr aufzufinden, wie vom Erdboden verschluckt. Stundenlang blieb er weg. Wir

Julian Wangler

haben alle gerätselt, wo er sich aufhielt. Stifler hatte ihn nicht nach Lenow gefahren, die Autos standen noch, und auf einen Spaziergang ist Sir Quinn meines Wissens nur äußerst selten herausgegangen. Irgendwann tauchte er dann wieder auf, meist erst am nächsten Morgen. Wenn wir besorgt nachfragten, reagierte er nicht. Er lebte wirklich in seiner eigenen Welt.“

„Das ist in der Tat ungewöhnlich.“, räumte ich ein.

„Ja, Sir. Und wo wir schon bei ungewöhnlichen Dingen sind...“ Ihre Stimme wurde ein beinahe verschwörerisches Raunen. „Einmal sah ich ihn tatsächlich draußen. Beim alten Leuchtturm. Das ist gar nicht so lange her, vielleicht drei Wochen.“

„Bradburial? Was hatte er denn dort zu suchen?“

„Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass ich ihn ganz sicher gesehen habe, als ich mir die Füße vertrat. Er ist sofort im Wald verschwunden.“

Geheimniskrämerei. Das hörte sich nicht nach meinem Großvater an, einer Figur, die es immer geliebt hatte, anderen Leuten bewusst auf die Füße zu treten. Auf der anderen Seite... Bedachte man seine Geschichten und Gedichte, seine von hinten herum geführten Familienfehden, hatte er wohl immer eine Ader für Heimlichtuerei gehabt,

Der Letzte Erbe

nur war ich mir nie so richtig darüber im Klaren gewesen.

„Deshalb hat es mich ja so erschüttert, als er eines Morgens in den Beeten lag.“, beteuerte Monica. „Er wirkte noch nicht so, als wäre seine Zeit gekommen, wenigstens nicht von seinem körperlichen Zustand her. Er war doch noch gut in Schuss.“

„Ähm... Danke, Monica. Sie waren die Erste, die mir weiter helfen konnte.“

„Gern geschehen, Sir.“

Ich würde bei diesem Leuchtturm vorbeigehen, gleich morgen nach der Beerdigung.

Nach meinem endlich ein bisschen erhellenden Gespräch mit Monica betrat ich Anthonys private Bibliothek. Sie befand sich in einem großen, ovalen Saal im Herzen von Bloodriver und war neben dem Nordteil des Hauses, der Eingangshalle und der Teestube der einzige Raum, dem permanente Pflege zuteil wurde.

Ein Kosmos aus Büchern schlängelte sich in einer babylonischen Spirale aufwärts und stieß bis an eine Kuppel aus bunt gefärbtem Glas. Tausende geheimnisvoller Welten gaben sich unter diesem Dach ein Stelldichein. Hier hatte mein Großvater sehr viel Zeit verbracht, und es war wohl nicht

Julian Wangler

übertrieben, zu behaupten, die Bibliothek war sein Lieblingsort gewesen. Nach Großmutter's Tod hatte sie ihm vermutlich umso mehr bedeutet.

Dicke Regentropfen prasselten auf das Glas der Kuppel nieder. Ein Blitz zuckte grell auf, verästelte sich und war ebenso schnell wieder verschwunden. Krachender Donner folgte, laut genug, um meine Zähne vibrieren zu lassen.

Ich fingerte in meiner Hosentasche nach den beiden Münzen und schritt mit ihnen bei der Hand die Wände ab. Langsam zog ich vorbei an alten Wälzern, Globen und Landkarten... Auch an einer antiquierten Armbrust, die mitsamt Köcher und Pfeilen als Sammlerstück an der Wand hing. Mein Blick war auf die eindrucksvollen Gemälde der Ahnenreihen geheftet.

Nach einer Weile fand ich heraus, dass Arthur die Wahrheit gesagt hatte. Die eine Münze bildete Mortimer Quinn ab, einen universalgelehrten Mann der alten Schule, welcher im siebzehnten Jahrhundert als Familienoberhaupt auf Bloodriver residiert hatte. Die zweite Münze bot niemand Geringeres als den allerersten Quinn dar. Er hieß Lucius und hatte das Schloss ursprünglich erbauen lassen.

Aus seinem riesigen Gemälde blickte Lucius auf mich herab. Das von langen, sanft fallenden Haa-

Der Letzte Erbe

ren eingerahmte Gesicht trug einen entschlossenen Ausdruck, doch auch Güte vermisste man darin nicht. Das Bild war von weichen, kupfergoldenen Farben gesäumt, die sich in Lucius' Brustschild mit dem Kreuz bündelten.

Obgleich das genaue Datum im Nebel der Geschichte verloren gegangen war, schätzten Historiker, dass die Grundsteinlegung von Bloodriver um 1215 herum erfolgte. Zeitweilig war die Theorie kursiert, dass das Herrenhaus erst in späteren Jahrzehnten entstand und Lucius zunächst eine Kirche auf einer hednischen Stätte errichten ließ. Da man jedoch nie irgendwelche Spuren von einem Gotteshaus im Umkreis von Bloodriver gefunden hatte, galt dies heute als Gerücht.

Eines konnte man jedoch mit Gewissheit sagen: Schon zu seiner Zeit war Lucius – trotz der Gräu- el, die er im Namen der Missionierung verübte – ein kultivierter Mensch gewesen. Die Schaffung einer Bibliothek sollte seinen Ruf veredeln, und er nannte sie salbungsvoll die Akademie von Bloodriver. All Jenen, die die mühsame Fahrt über die raue See hinter sich brachten, wollte er etwas bieten.

Und nicht zuletzt dachte er an sich selbst. Zwar diente die Akademie in den kommenden Jahrhunderten als Ort der Wissenskonservierung und Leh-

Julian Wangler

re, vor allem aber war sie als Aufbewahrungsort für die Chroniken der Familie Quinn konstruiert worden. Auf Geheiß von Lucius wurden sie von Gelehrten behütet.

Leider gedieh Lucius' großer Stolz nicht so lange wie von ihm erhofft. Etwa fünfhundert Jahre, bevor Margaret in den Flammen ums Leben kam, wütete in Bloodriver schon einmal ein Feuer. Trotz der beherzten Rettungsversuche der Schlossbewohner brannte die Akademie bis auf die Grundmauern nieder. Nahezu alle Aufzeichnungen aus der Gründerzeit der Quinns gingen verloren. Die Tragik dieser Familie bezog sich nicht nur auf die Gegenwart, sondern schien, wenn man nur lange genug suchte, in allen Epochen zu existieren.

Ich setzte mich an den großen Teakholzsekretär, der am Fenster der Bibliothek stand. In seinem Innern fand ich eine Lupe und hielt sie im Licht über den winzigen, verschnörkelten Schriftzug, der auf beiden Münzen prangte. Leise las ich: „In Andenken seit Lucius Quinn. Das Dunkel überdauert selbst die Zeiten. Seid auf der Hut.“

Ich klopfte gegen die Tür, dann öffnete ich sie spaltbreit und schob meinen Kopf hindurch. „Störe ich?“

Der Letzte Erbe

„Nein, überhaupt nicht. Ich habe mich nach Deiner Gesellschaft gesehnt.“ Vor dem Hintergrund des knisternden Kamins saß Cecile im Schneidersitz auf ihrem Bett und schenkte mir ein verschmitztes Lächeln.

Ich trat ein und setzte mich neben sie.

„Du siehst ziemlich erschöpft aus.“

Ahnte sie etwas von dem, was ich gesehen hatte? „Ach, hab nicht zu großes Mitleid mit mir, aber...“ Ich seufzte vor mich hin. „Es ist das, was unweigerlich passiert, wenn man mit der Vergangenheit kollidiert.“

„Ist es wegen McCormac?“

„Es ist wegen allem und nichts.“, stöhnte ich unbefriedigt. „Ich sollte wohl schon froh sein, wenn Großvater morgen planmäßig beerdigt werden kann.“

Sie musterte mich aus ihren großen, blauen Augen. „Weißt Du, ich kann das, was morgen kommt oder nicht kommt, nicht beeinflussen. Aber ich würde Dich gerne auf andere Gedanken bringen, wenigstens für diese Nacht.“

„Alles, was Du willst.“

Cecile schürzte die Lippen und verdrehte die Augen. „Wirklich alles?“

Ich nickte leichthin.

Julian Wangler

„Dann würde ich jetzt gerne meinen Wunsch einlösen.“

Cecile hatte mich erwischt. Ihre Bitte ein zweites Mal zu verschieben, hätte ich nicht mit meinem Gewissen vereinbaren können. Außerdem war der Tag verstrichen. Meine Erlebnisse hatten mich so krank und aufgewühlt gemacht, dass ich bereitwillig auf mein Zimmer ging, um Malkasten und Block zu holen. Als ich zurückkehrte, schloss ich die Tür hinter mir ab. Nur Cecile war vom Bett verschwunden.

Da hörte ich Schritte aus dem Bad. Als ich sie erblickte, tat mein Herz plötzlich, was es wollte. Sie trug wieder ihr Nachtgewand, und im Feuer, das Arthur gemacht hatte, sah sie sogar noch hinreißender aus. „Wo soll ich mich hinlegen?“

Die Kinnlade stand mir offen, und mein Mund schien augenblicklich so trocken wie die Wüste Gobi. „Ähm... Ich weiß nicht. Entscheide Du.“

„Nathan, *Du* bist der Zeichner. Es ist an Dir.“

Auch das noch. „Na schön, dann... Leg Dich am besten dort hin. An die Kante des Betts. Da spiegelt sich die Glut auf Deiner Haut.“

Sie kam meiner vor Unsicherheit flackernden Aufforderung nach. In mir geriet alles zum Stillstand. „Ist das so richtig?“

Der Letzte Erbe

Und jetzt sollte ich sie zeichnen? Meine Hände waren kälte durchfahren und zitterten. Ich zog einen Stuhl heran und setzte mich. Dort brauchte ich einen Moment, um wieder zur Ruhe zu kommen. Natürlich bemerkte Cecile, was los war. „Nimm es mir nicht übel.“, bat ich sie. „Doch ich frage mich, wie ich es geschafft habe, die Nerven zu bewahren, nachdem Du zu mir ins Auto stiegst.“

Sie lächelte. Das Feuer ließ ihre Augen smaragdnen leuchten. „Du warst ehrlich, von Anfang an. Du hast nie versucht, jemand zu sein, der Du nicht bist. Das habe ich von der ersten Sekunde an Dir so geliebt, Nathan. Für mich bist Du jemand ganz Besonderes.“

Wohlige Wärme hüllte mich ein, und sogleich fühlte ich mich besser. Ich betrachtete sie, entschied mich für den Kohlestift, blickte erneut auf, und dann setzte ich die ersten Striche auf dem Papier.

Ich erinnerte mich, was ich mir bei Monsieur Fauche gedacht hatte. Dass ich eine Frau hätte zeichnen können wie jedes andere Bild. Oh nein. Das war etwas völlig anderes. Cecile war etwas anderes. Bald schon lösten sich die Verkrampfungen in meinen Fingern, und ich zeichnete nicht mehr mit Bedächtigkeit, sondern aufs Geratewohl.

Julian Wangler

Fast eine Stunde lag sie mir Modell. Sie tat es ohne zu murren. Bevor ich ihr die Anfertigung überreichte, vergewisserte ich mich mit Zufriedenheit, dass es geglückt war. Bislang hatte ich nichts Vergleichbares gezeichnet, und doch war es mir am Ende fast spielerisch von der Hand gegangen. *Introspektion...*, dachte ich. *Der Engel, der den Flammen entstieg, um mir mein Leben zurückzugeben.*

Cecile war noch verblüffter als ich es ohnehin schon war. Zuerst bekam sie kaum einen Mucks heraus. „Es ist wunderschön, Nathan. Das ist mit Abstand das schönste Geschenk, das ich jemals bekommen habe.“

„Freut mich, dass es Dir gefällt. Und ich muss sagen, dass ich auf den Geschmack gekommen bin. Vielleicht...“ Ich unterbrach mich. „Vielleicht hätte ich das schon längst tun sollen.“

„Alles hat seine Zeit.“

Ich bemerkte, wie Cecile meinen Kopf behutsam zwischen beide Hände nahm und sich mir entgegenneigte. Ihre Berührung war unglaublich, gleichsam sanft wie elektrisierend. Alles um mich herum schien sich zu drehen. Ihre Arme legten sich um mich, eine Hand drückte meinen Kopf zu ihr, bis unsere Lippen sich berührten.

Der Letzte Erbe

Ich war mir nur noch des Drucks ihres Körpers gegen meinen bewusst. Der nachgebenden Weichheit ihrer Lippen, ihres Geschmacks und ihres herrlichen Duftes. Dann begann ich ihre Leidenschaft mit einer Dringlichkeit zu erwidern, die ich längst in mir für ausgestorben gehalten hatte. Ihre Lippen zitterten vor Erregung. Ich zog sie an mich, immer näher, fühlte, wie ihr Rücken sich bog, bis mein Körper vor Erwartung der einzigen Möglichkeit brannte, mit der eine solch intensive Umarmung nur enden konnte. Dann forderte sie mich auf, sie auszuziehen.

Stunden später lagen wir beieinander, zwar müde, aber glücklich. Cecile lag neben mir und atmete ruhig, ihr Kopf unterhalb meines Halses. Ich streichelte sie. Ihr wundervoller Leib war nach wie vor entblößt, überall diese makellose, blasse Haut. Die Feuchtigkeit der Wonne glänzte noch darauf. Ihre Hand lag in der meinen, während wir beobachteten, wie das Feuer im Kamin allmählich schwächer wurde.

Nach einer Weile begann ihre Hand zu wandern. Ihre Finger tänzelten über meine Brust und verharrten auf meinem Oberarm. Sie war auf die Tätowierung aufmerksam geworden. Bevor sie eine entsprechende Frage stellen konnte, klärte

Julian Wangler

ich sie auf. Sie nahm meine Worte schweigend zur Kenntnis.

Dann blickte sie kurz zu mir auf. „Warum heißt es eigentlich Bloodriver, Nathan?“

„Eine alte Familiensage. Sie bezieht sich auf die Vernichtung einer heidnischen Stätte durch Lucius, den Urvater des Quinn-Clans.“

„Hier, auf Cumbery?“

„Sogar hier, wo wir jetzt sind.“, sagte ich. „Lucius war ein glühender Anhänger des Christentums. Für ihn war es ein Ausweis von Ehre, wenn er sein Herrenhaus auf dem Schlachtfeld errichtete. Deshalb der Name.“ Ich deutete auf das alte, keltische Abzeichen, das einen Fluss in der Andeutung einer Schlangenlinie zeigte, darüber ein Dreieck, stellvertretend für eine Baute.

„Das ist eine schreckliche Geschichte.“

„Ich mag sie auch nicht. Aber wer fragt eigentlich die Ungeborenen nach ihrer Meinung?“

Ich küsste Cecile auf die Stirn und gestand ihr, wie sehr sie mein tristes Leben erfrischt und ihm neue Kraft eingehaucht hatte. Da war sie aber bereits eingeschlafen.

Noch eine ganze Weile hielt ich sie so, bis ich selbst irgendwann in den frühen Morgenstunden in einen dankbaren, traumlosen Schlaf fiel.

Kapitel 12

Die Beisetzung fand auf dem Friedhof von Lenow statt, der ein ganzes Stück außerhalb des Dorfes lag. Hier ruhten die jüngeren Quinn-Generationen. Eine kleine Menschenmenge hatte sich vor dem Friedhofstor versammelt und spähte hinein. Weiter weg waren das Tosen des Meeres und das Geschnatter der Möwen zu hören. Es war kalt, und unter dem starken Wind mussten wir die Regenschirme gut festhalten.

Pater Gregor, welcher der hiesigen Kirchengemeinde vorstand und etwa im Alter des Verstorbenen war, wartete vor dem offenen Grab und einer edlen Marmorplatte, die davor lag. Vier Männer trugen den Sarg heran und stellten ihn vor den Anwesenden ab.

Cecile stand rechts von mir, Arthur linkerhand. Tante Mary und ihr Sohn Dylan waren rechtzeitig eingetroffen. Jetzt verharrten sie neben dem Butler und machten versteinerte Mienen.

Zumindest der Knabe konnte wenig dafür. Ohne jeden Zweifel hinkte er seinem zehnjährigen Alter hinterher. Dylan war geistig stark zurückgeblieben. Zusätzlich hatten ihn Medikamente, die seine wiederkehrenden epileptischen Anfälle lindern

Julian Wangler

sollten, nicht nur aufgeschwemmt, sondern auch in einen permanenten Dämmerzustand versetzt. Seine Augen waren zwar aufgerissen, aber er starrte nur so vor sich hin, und es war fraglich, ob er viel von der Welt um sich herum mitbekam. Mary hätte es niemals offen gezeigt, aber in der Art, wie sie mit ihrem Sohn sprach und umging, glaubte ich zu lesen, welch schwere Last er für sie war. Selbst, wenn meine Tante es oft hinter einem Schleier aus Kokettierte verbarg, konnte das nur bedingt über ihre Selbstvorwürfe hinwegtäuschen, Dylan in einem Alter bekommen zu haben, vor dem jeder Arzt warnte. Auf jeden Fall hatte seine Geburt dazu beigetragen, dass Mays einstmalen euphorischer Wunsch, ein halbes Dutzend Kinder in die Welt zu setzen, schlagartig zum Erliegen kam.

Die Anwesenheit meiner Tante war überhaupt erstaunlich, bedachte man, dass sie keinen guten Stand mehr zuhause gehabt hatte, seit sie sich entschied, nach Wales zu gehen. Spekulierte sie darauf, Anthony mochte, vielleicht in einem Anflug von Altersmildheit, seine ausgesprochene Drohung nicht umgesetzt und ihr doch noch etwas vermacht haben? Das Testament lag beim Notar, wir hatten es noch nicht eingesehen. Arthur hatte mich darüber ins Bild gesetzt, dass er für morgen

Der Letzte Erbe

Vormittag bereits einen Termin mit Großvaters Nachlassverwalter vereinbart hatte.

Tiefes Schweigen breitete sich auf dem Friedhof aus, nachdem der Pfarrer seine knappe Rede beendet, mit gesenktem Blick den Sarg gesegnet und sich einige Schritte zurückgezogen hatte. Auf seinen flüchtigen Wink traten die Totengräber vor und senkten den Sarg an Seilen ins Grab. Das Geräusch, als er den Boden erreichte, es hat sich mir eingeprägt. Die Ruhestätte wurde mit der großen Marmorplatte geschlossen. Anthony ruhte jetzt neben Frau und Sohn, reihte sich ein in die Riege seiner Vorfahren.

Die kleine Prozession löste sich auf, und wir verließen den Friedhof. Ein letztes Mal blickte ich mich um und erhielt Gewissheit, dass Rooven sich die ganze Zeit über nicht hatte blicken lassen. Was für ein Freund war er Anthony, wenn er nicht einmal zu dessen Begräbnis erschien? Vom ersten Moment an hatte ich Zweifel an der Integrität dieses Mannes gehabt. Mein Verdacht glühte geradezu, doch wusste ich, dass ich noch ein paar Beweise brauchte, um Rooven vor McCormac dingfest zu machen. Geduld war jetzt mehr denn je eine Tugend.

Julian Wangler

Nach der Trauerfeier saßen wir auf Bloodriver beisammen und tranken Tee. Wir redeten nicht viel. Dylan spielte mit dem Schmuckkästchen, das ich ihm gegeben hatte, weil ich es kaum ertrug, von ihm angestiert zu werden. Die zarte Melodie, die durch die Teestube flirrte, schien ihn zu faszinieren. Nach einer Weile machte Cecile den Vorschlag, den Jungen mit meiner Erlaubnis ein wenig im Schloss herumzuführen, in dem sie sich halbwegs zurechtzufinden gelernt hatte. Arthur hielt das für keine so glanzvolle Idee, und weil ich ein paar Worte mit Mary unter vier Augen wechseln wollte, deutete ich an, er könne die Beiden doch einfach begleiten. Zuguterletzt erhielt ich das Schmuckkästchen zurück, als das Dreigespann davonzog.

„Es ist eine Weile her, Tante.“

Ein trauriges Lächeln bedeckte Marys Gesicht, in dem sich erste Falten zeigten. „Das ist es. Aber wie ich sehe, hast Du Dich zäh gehalten.“

„So wie Du.“

Mary nippte an ihrer Tasse und wärmte sich daran die Finger. „Sie ist ein hübsches Mädchen. Hat sehr viel mit Margaret gemein.“

„Nicht wahr? Man könnte es beinahe...unheimlich nennen.“

Der Letzte Erbe

„Lass mich Dir nur den Rat geben, nichts zu überstürzen.“, sagte sie. „Wenn Du mit einer anderen Frau etwas Neues beginnst, musst Du vorher bereit sein, Margaret gehen zu lassen.“

„Ja,“, erwiderte ich, „das sage ich mir auch immer wieder. Nur weiß ich nicht, ob es mir jemals gelingen wird, sie ganz gehen zu lassen.“ Ich beschloss, das Thema zu wechseln. „Sag, wie geht es Harry?“

„Die meiste Zeit über ist er weg. In ihm steckt mehr Unternehmer als Blaublut.“ Ihre Mundwinkel sanken.

„Und das bedauerst Du?“

„Eigentlich nicht. Ich glaube, es tut uns beiden ganz gut, wenn jeder etwas Freiraum hat. Außerdem ist Dylan sehr pflegeintensiv.“

„Ich bewundere Deine Stärke, wirklich, Tante.“

Mary schien unter meinen Worten beinahe zu verzagen. „Du warst nicht dabei, Nathan. Die Jahre waren ein Kampf. Das Problem ist, dass es mit Dylan einfach nicht aufwärts gehen will. Seine Anfälle... Sie haben stark zugenommen in den letzten Monaten. Und er hat eine neue Sturheit entwickelt, sperrt sich gegen alles, hat auf nichts mehr Lust.“ Sie schüttelte den Kopf, und unterhalb ihres zum Dutt gesteckten Haars tänzelten die langen Perlenohrringe. „Manchmal frage ich

Julian Wangler

mich, wann ich den ersten Hörsturz erleide. Tut mir Leid, ich möchte nicht so klingen, als wäre ich die Einzige, die ihr Päckchen zu schleppen hat. Wie ich von Arthur erfuhr, hast Du auch einiges erlebt. Du wurdest angegriffen.“

„Ja. Ich hoffe, bald kommt etwas Licht in die Sache.“

Mary lehnte sich vor. „Nathan, Du hast Dir doch nichts zu Schulden kommen lassen, oder?“

Fing sie auch noch damit an? „Nein, Tante, das habe ich nicht. Sag mal... Du weißt nichts über die Verstrickungen Deines Vaters?“

Sie klimperte mit den Augen. „Verstrickungen welcher Art?“

„Mit anderen Familien. Konflikte und solche Sachen.“

„Nein, da bin ich überfragt. Vor mir hat er nie ein Wort darüber verloren.“

„Mhm.“ Ich versuchte, nicht frustriert zu klingen. „Weshalb bist Du eigentlich zurückgekommen?“

„Darf man denn nicht mal anlässlich einer solchen Tragödie zuhause einkehren?“, fragte sie eingeschnappt.

„Tragödie... Zuhause...“, rollte ich über die Zunge. „Nicht gerade die Wortwahl, mit der Du Dich damals verabschiedet hast.“

Der Letzte Erbe

„Worte ändern sich.“

„Mag sein. Aber Narben bleiben. Als wir Großmutter beerdigten, bist Du nicht gekommen. Und jetzt sag nicht, Du hättest sie weniger gemocht als ihn. Das kaufe ich Dir nicht ab.“

Mary ächzte frustriert. „Also schön. Bevor ich mich in irgendwelchen Ausreden verheddere, sollst Du lieber gleich die Wahrheit zu hören kriegen. Nun, Harry *ist* zwar Unternehmer, und sogar ein erfolgreicher. Doch das erst seit etwa einem Jahr.“

„Seit einem Jahr? Was war denn vorher?“

Meine Tante kämpfte noch mit sich. „Da litt er an seiner Krankheit. Mithilfe der vielen Therapien ist er sie schließlich losgeworden. Vorher hat er jedoch Dreiviertel seines ganzen Familienvermögens im Casino verzockt. Ich fürchte, bei uns herrscht finanzieller Notstand.“

Eine Familie von Absteigern. Mein Gefühl hatte mich also nicht im Stich gelassen. „Ich verstehe. Tja, ich weiß zwar genauso wenig wie Du, was Anthony in sein Testament geschrieben hat, aber in einer Hinsicht kann ich Dich beruhigen: Ich bin nicht hier wegen des Geldes.“

Mary kicherte erleichtert. „Du hast schon immer von Luft und Liebe gelebt. Das zeichnet Dich aus, mein lieber Nathan, wirklich. Doch ich kann mir

Julian Wangler

diese idealistische Einstellung nicht leisten. Ich habe eine Familie zu unterhalten.“

„Tante, ich will Deine Hoffnungen nicht zerstreuen. Aber die Quinns gehörten nie zu den reichen Häusern.“

Mary ließ eine Sekunde verstreichen, ehe sie sagte: „Es sei denn, uns wurde mehr vorenthalten als wir denken.“

Es wurde auch allmählich Zeit, dass jemand meine Skepsis teilte. Allerdings konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, Mary würde auf und davon sein, sobald sich erfüllt hatte, weshalb sie hergekommen war. Ich ertappte mich dabei, wie ausgerechnet ich derjenige wurde, der ein aufrichtiges Interesse für diesen vermaledeiten Clan aufzubringen begann.

Cecile schien mit ihrer sanften Art einen Draht zum stummen Dylan zu knüpfen. Sieh an, was eine schöne Frau für Wunder wirken konnte. Erstaunt beobachtete Mary, wie es Cecile sogar gelang, dem Jungen das eine oder andere Lächeln abzurufen, während sie ihm, gefolgt von einem sichtlich weniger amüsierten Arthur, das Herrenhaus zeigte. Die freie Zeit, die mir so entstand, wollte ich nutzen. Ich gab vor, noch einmal ins Dorf herunterzufahren, um bei ein paar früheren

Der Letzte Erbe

Bekannten nach dem Rechten zu sehen. Man ließ mich ziehen, wenn Cecile mir vorher auch das obligatorische Versprechen abrang, auf mich Acht zu geben.

Als mein Wagen Bloodrivers steile Anhöhe herunter gekrochen war, bog ich scharf rechts ab. Der Pfad endete nach ein paar Kilometern, wo er nicht nach Lenow einmündete, sondern auf die andere Seite der Insel führte, direkt ans Ufer. Ich stieg aus und fand mich unter einem milchigen Himmel wieder. Immer ausgedehntere Wellen leckten über den groben Sand, die Flut kam. Hätte er eine Seele besessen, hätte der rostige Koloss von einem Frachter, vor Jahrzehnten am Ende der Bucht gestrandet, vielleicht geglaubt, es wäre ihm vergönnt, noch einmal auszulaufen.

Eine Sekunde stand ich still und lauschte dem Meer. Ich dachte darüber nach, weshalb manche Menschen sein Lärmen nicht ertragen können. Zuweilen klingt es wie der düstere Klage-ton einer Harfe, und vor allem diese Beharrlichkeit, dieses fortwährende Rollen, Donnern und Zischen zerrt an den Nerven und peitscht sie auf.

Anzeichen dafür gab es: Die Seevögel wimmer-ten und stießen herab, als hätten sie die Beherr-schung verloren beim Anblick dieser riesigen

Julian Wangler

Schale voll blasenartig sich blähenden Wassers. Ein Sturm zog herauf.

Ich wandte den Kopf zu einer Reihe von knorri-gen Ästen, die einen Waldweg umrahmten. Und da erinnerte ich mich wieder. Manchmal waren Margaret und ich hier spazieren gegangen. Sie hatte damals einen alten Hund namens Butler adoptiert. Butler hatte zwar nur wenige Monate gelebt, ihr dafür aber sehr viel Liebe zurückgegeben. Ich weiß noch, wie es mich neidisch machte.

Wenn Margaret Zeit mit dem Tier verbrachte, schien sie aufzublühen, besonders außerhalb des Schlosses. Sie begann zu erzählen und zu lächeln, wie sie es in meiner Nähe nie getan hatte.

Einmal war ich stehen geblieben und ließ Margaret an der Seite ihres treuen Begleiters vorgehen. Dann wartete ich, bis ihre Gestalten halb im Morgendunst verschwunden waren, ehe sich Margaret umdrehte und rief: *Kommst Du, Nathan?* Das ist auch ein Bild, das mir von ihr im Gedächtnis geblieben ist. Von uns beiden.

Als wir an jenem Nachmittag wieder am Portal von Bloodriver anlangten, hatte ich ihr gedankt. Dafür, dass sie meine Frau geworden war, die einzige Frau, für die ich gemacht worden war. Ich hatte ihr gedankt, dass sie sich eines so schwierigen Menschen wie mir angenommen hatte. Mar-

Der Letzte Erbe

garet hatte mich angesehen, während aus ihren Augen eine rätselhafte Melancholie sprach. *Du bist viel mehr als Du glaubst.*

Mein Blick wanderte, langte empor am alten Bauwerk, das mutterseelenallein diesen Küstenstreifen von Cumbery besetzte. Der Leuchtturm von Bradburial. Es war ein Wunder, dass er noch stand. Neben Bloodriver und Lenow konzentrierten sich meine beständigsten Reminiszenzen auf diesen Ort. Mein Vater und ich hatten oft hier gesessen. Wir hatten den Sonnenuntergang verfolgt, gelegentlich über künftige Dinge geredet. Solange es ihm noch gut ging, waren wir gerne hergekommen.

Der Wind ließ mich frösteln. In großen Schritten stapfte ich der Landzunge mit dem Leuchtturm entgegen. Der schlammige Sand unter meinen Füßen knirschte. Monolithartig ragte Bradburial über mir auf und warf einen Schatten, der im Wasser zitterte. Die Fassade war von Meeressalz und brandenden Seegängen zerfressen.

Bei Erreichen der Tür drückte ich eine rostige Eisenklinge herunter und stieß vor ins Innere des Leuchtturmhauses. Sogleich fiel mir die Schimmelschicht auf, die durch jahrelange Feuchtigkeit genährt worden war und die schäbige Einrichtung überzog. Wie vor sieben, vor zwölf, vor zwanzig

Julian Wangler

Jahren wohnte hier niemand. Bradburial stand schon lange still. Es gab keine Schiffe, die sich hierher verirrten. Es gab nur Leute wie mich, die sich in Leuchttürmen herumirrten, um auf der Suche nach kläglichen Resten eines wärmenden Memogramms im Schmutz des längst Vergangenen wühlten.

Großvater... Was konnte er hier nur gesucht haben? Konnte ich Monicas Aussage trauen?

Ich wusste es nicht. Ich wusste nur, dass ich augenblicklich wie besessen war von dem Willen, hinaufzusteigen. Einen Ausblick erhaschen, so wie früher, und mochte das Wetter zurzeit eher ungünstig sein. Die schmale Wendeltreppe war ihrerseits von Schimmel und Moos überzogen, das in der Düsternis gedieh. Ich hielt mich am Geländer fest und nahm eine glitschige Stufe nach der anderen. Dann langte ich im Ausguck an.

Hier lag dasselbe Sammelsurium von Gegenständen, die ich früher mit meinem Vater benutzt hatte, darunter ein Sextant, ein Kompass, ein Fernrohr. Ich hob es an und blickte hindurch. Die Linse war geplatzt, viel ließ sich nicht sehen. Enttäuscht ließ ich das Fernrohr fallen und lehnte mich über die Brüstung.

Der Letzte Erbe

„Sie ist Dein ständiger Begleiter, die Dunkelheit... Und schaust Du hinauf, siehst Du keine Sterne.“

Ich hatte vor mich hingemurmelt. Ungläubig nahm ich nun zur Kenntnis, dass eine weitere Strophe von Anthonys Gedicht Wiedereinzug in mein Gedächtnis gehalten hatte. Woher wohl? Ich konnte es mir nicht erklären.

Im nächsten Moment erwischte etwas Hartes meinen Hinterkopf. Es ging alles schnell, sehr schnell. Mir brachen die Beine weg, und mein Blick trübte sich mit konturloser Schwärze. Ich verspürte keinen Schmerz, nur ein unendliches Schamgefühl, die nötige Wachsamkeit so sträflich vernachlässigt zu haben. Und das alles wegen einer Sippe von Mucksmausetoten.

Kapitel 13

Ich träumte, ich ginge zu irgendeiner Beerdigung. Ein blutiger Himmel überzog das Labyrinth des riesigen, fremden Friedhofs. Eine schwarze, kapuzierte Trauerschar stand vor einem offenen Grab, und jeder Anwesende hielt eine weiße Kerze in die Höhe. Schwach wurde eine große Engelsstatue erhellt, unter dem sich die Ruhestätte befand. Totengräber ohne Gesichter trugen den Sarg heran und stellten ihn dicht neben der Erdgrube ab.

Von Neugier ergriffen, drängte ich mich vor. Ich wollte feststellen, wer darin aufgebart war. Entsetzt erkannte ich mich selbst. Gänzlich in Weiß gehüllt, ruhte meine Leiche mit offenen Augen unter dem Glasdeckel. Schwarze Tränen bedeckten die Wangen.

Reihum zogen die Anwesenden am Verstorbenen vorbei und legten schwarze Rosen auf den Glassarg. Er wurde so weit bedeckt, bis man den Aufgebarten nicht mehr sehen konnte. Der letzte Gast trug keine Blume. Er trat bis dicht vor die Grube und entledigte sich seiner Kapuze. Plötzlich blickte ich auf das Antlitz Thadeusz Roovens.

Der Letzte Erbe

Rooven griff sich in die Tasche und holte ein Fläschchen heraus, das er aufschraubte. Dann kippte er den Inhalt mitten ins Grab. Die Flüssigkeit war tiefrot. Obwohl das Gefäß winzig war, wollte der Strom nicht mehr enden, der in den Boden floss. Währenddessen begaben sich die beiden identitätslosen Totengräber daran, den Sarg in den Graben zu senken, dessen Grund nun von der Flüssigkeit überschwemmt war.

Der Sarg schwamm auf einem blutfarbenen Teppich, der langsam durch die Ritzen der gläsernen Verschlüsse drang. Nach und nach füllte er sich, und das Blut bedeckte meinen Leichnam. Bevor das Gesicht gänzlich verschwand, bewegte es die Augen und schaute mich an.

Als ich wieder zu mir kam, spürte ich, dass mein Körper völlig durchnässt war. Ich blickte in Baumwipfel, durchlöchert von Regen, der das Blattwerk wie Gewehrkugeln passierte. Dahinter flackerten im Sekundentakt Blitze auf. Und dann der Donner.

Ich war nicht mehr an der Küste, nicht mehr beim Leuchtturm. Stattdessen befand ich mich irgendwo im Wald. Ich lag auf dem Rücken und war verschnürt wie ein Paket. Das scharrende Geräusch einer Schaufel drang an mein Ohr.

Julian Wangler

Ich drehte den schmerzenden Kopf und sah einige Meter von mir entfernt eine Frau, deutlich jünger als ich, mit kurz geschnittenem, schwarzem Haar. Ich kannte sie nicht. Sie wirkte ungepflegt, geradezu verwildert. Etwas Rohes, Unfertiges flackerte in ihrem Blick.

Und sie war dabei, eine Grube auszuheben.

Um Himmelswillen, was hatte sie vor? Gedachte sie mich lebendig zu begraben? Namenlose Angst schwoll in mir. Ich pfriemelte an den Fesseln. Bei Gott, sie schnitten bestialisch. Die Kordel ließ ein kleinwenig Spiel zu; ich versuchte in meine Taschen zu greifen. Vielleicht war da etwas, mit dem sich die Fesseln lösen ließen...

Oh nein. Die kleine Spieluhr, die ich in Roovens Labor den Sachen meines Großvaters entnommen hatte. Ich war drangekommen und hatte sie versehentlich geöffnet. Auch die Frau hörte jetzt die Melodie, die mir nun zum Totengeläut zu werden drohte. Sie unterbrach das Graben, kam mit erhobener Schaufel auf mich zu. Der Widerschein erneuerte und tauchte sie ins Zwielflicht.

Sie wird mich töten, sie wird mich töten... Plötzlich legte sie nur den Kopf an und lauschte den Klängen. Sanft lächelte sie.

Der Letzte Erbe

„Schön... Schöne Melodie.“, sagte sie langsam, als unterliege sie irgendeinem ungewöhnlichen Sprachfehler. „Lange nicht gehört, lange nicht...“

Ein knurrender Laut drang aus dem Unterholz und zerschnitt die Situation. Die Unbekannte ließ schlagartig den Spaten neben mir fallen, und nicht viel hätte gefehlt, um meinen Kopf zu treffen. Ab-rupt setzte sie sich in Bewegung und verschwand im Dickicht des Waldes.

Alarmiert schaute ich ihr hinterher. Was hatte sie verschreckt, was hatte sie abgehalten von ihrem Vorhaben?

Ein Heulen, dann noch eines. Jetzt war ich mir sicher. *Wölfe!* Sie kamen näher. Mühsam schob ich mich über die Schaufel, auf der Suche nach einer spitzen Kante. Ich wurde fündig und konnte mich mit dem nötigen Druck der Fesseln entledigen. Ahnungslos, welche Richtung Gedeih oder Verderb versprach, preschte ich los.

Wieder das Knurren, wieder das Aufheulen. Mindestens eine Kreatur war mir auf den Fersen. Irgendwo musste sie sein, in unmittelbarer Nähe, aber ich konnte sie nicht sehen. Welche Chance hatte ich gegen einen Wolf?

Atemlos fuhr ich herum. Wohin konnte ich fliehen? Da fing mein Blick einen groben Fels auf, der

Julian Wangler

bizarr in die Luft ragte, vielleicht dreißig Meter entfernt. Ich lief, so schnell ich konnte.

Kaum hatte ich den Felsen erklommen und mich bäuchlings auf das überhängende Stück gerettet, sah ich ihn. Keine zwei Meter unter mir stand er. Die schrägen Augen wie glühende Kohlen. Sie fixierten mich. Ihm war abzulesen, dass er mich zerfetzen wollte. Dann hoben sich die tiefenden Lefzen, und dolchspitze Zähne kamen zum Vorschein.

„Du Höllenhund, was willst Du?!“, schrie ich ihn an.

Wir blickten uns in die Augen. Sein Körper spannte sich, zum Sprung bereit. Jeden Moment musste es passieren. Würde er mich hier oben erreichen? Ich bibberte, war roh vor Furcht.

Gerade, als ich dachte, jetzt sei es soweit, drehte der Wolf ab und eilte flugs zurück ins Buschwerk. Verwirrt starrte ich auf die Stelle, an der er verschwunden war. Verlor ich jetzt endgültig den Verstand? Was wurde hier getrieben?

Da kam jemand. Die Schritte einer Person. Mit seinem überlegenen Gehör musste der Wolf sie vor mir vernommen haben. War es etwa die Frau? Kehrete sie zurück, um ihr grausiges Werk mit mir zu vollenden? Ich wappnete mich innerlich. Doch

Der Letzte Erbe

wer an der Lichtgrenze zum Vorschein kam, war jemand anderes.

Der Mann, der meinen Großvater vor seinem Gang ins Erdreich gesegnet hatte, stand dort. Pater Gregor, einen Regenschirm in der einen, eine Flinte in der anderen Hand, an seinem Kopf ein Band mit einer Lampe, die ihn aussehen ließ wie einen Arzt der seltsamen Sorte. „Diese gottlosen Ungeheuer haben sich in letzter Zeit vermehrt. Es dürstet Sie nach Menschenopfern. Geht es Ihnen gut, mein Sohn?“

Noch schocktrunken, stieg ich herunter und zeigte mich meinem unverhofften Retter.

Die Augen des Geistlichen glänzten wie Eierschalen im Mondschein. „Mister Quinn?“

„Genau der.“

„In Petrus' Namen, was haben Sie hier draußen verloren?“

Konnte ich ihm die Wahrheit sagen? Wohl kaum. „Ich ähm... Ich war unten, beim alten Leuchtturm, und mein Wagen wollte nicht mehr anspringen.“

„Dann hätten Sie in der Nähe der Straße bleiben sollen, Sohn. Der Wald ist viel zu gefährlich. Sie können von Glück reden, dass ich das Rudel gehört habe. Es wäre nicht zimperlich mit Ihnen gewesen.“

Julian Wangler

Ich verschnaufte. „Daran habe ich keinen Zweifel, Pater. Ich bin froh, dass Sie hier sind.“

Gregor war der Meinung, dass meinem durchnässten Zustand schnellstmöglich Abhilfe geschaffen werden müsse. Er führte mich aus dem Wald und in die Obhut der kleinen Kirche von Lenow, wo er mir in einem Hinterzimmer die Gelegenheit gab, mich Hemd und Hose zu entledigen. Aus dem leicht moderigen Innenleben eines Schrankes reichte er mir einen Bademantel, der zwar nicht ästhetischen Kategorien gerecht wurde, aber allemal trocken war. Ein eilig zubereiteter, heißer Tee führte dazu, dass meine Haut bald wieder einen rosigeren Ton annahm. So saß ich vor ihm, wie ein römischer Senator nach dem Dampfbad.

„Danke, Pater.“, sagte ich, nachdem ich ausge-trunken hatte. „Sie waren mir mehr als eine Hilfe.“

„Und Sie, mein Sohn, haben einem alten Mann Gottes einen nachgeraden Schrecken eingejagt. Tun Sie das nicht mehr.“

Ich versprach es. Gregor bot mir an, sein Telefon zu benutzen, aber mir war es nicht recht. Ich wollte Cecile, Arthur und Mary nicht in Unruhe stürzen. Stattdessen würde ich zu Fuß nach Bloodriver zurückgehen. Von hier aus kannte ich

Der Letzte Erbe

den Weg, und es war nicht mehr weit bis zum Schloss.

Ich wollte mich gerade empfehlen, als der Geistliche mich aufhielt. „Wissen Sie, Mister Quinn, da die Wege des Herren bekanntermaßen unergründlich sind, könnte es ein gesegneter Zufall sein, dass wir uns begegnet sind.“

Was konnte er meinen?

„Nach der Beerdigung erschien es mir unangemessen, auf Sie zuzukommen. Ich habe gehört, Sie würden länger auf Cumbery weilen. Somit hätte ich mich in den nächsten Tagen bei Ihnen gemeldet.“

„Aber... Was haben wir denn zu besprechen, Pater?“

Erwartete er etwa von mir, dass ich meine Sünden beichtete?

„Es geht um Ihren Großvater.“

Sofort war ich ganz Ohr. „Sie kannten ihn?“, schoss es aus mir heraus.

„Drücken wir es so aus: Er kannte *mich* gut genug, um mir zu vertrauen.“

„Vertrauen? In welcher Angelegenheit?“

„Selbstverfreilich in meiner Rolle als Hüter der Quinn-Chroniken.“

Natürlich. Seit dem Brand im 15. Jahrhundert war der wesentliche Teil der Familienaufzeich-

Julian Wangler

nungen in die Obhut der örtlichen Kirchengemeinde übergegangen. Man hatte gefürchtet, brähe eines Tages ein weiteres Feuer aus, könnte erneut viel wertvolles Material verloren gehen. Abgesehen davon waren die Archivare in der Bloodriver-Akademie allesamt ums Leben gekommen, sodass es nötig wurde, auf die Kundigen in Lenow zurückkommen: die Männer der Kirche. Seitdem hatten sich die Quinns bemüht, ihren verbliebenen Chroniken eine entsprechende Pflege angedeihen zu lassen, indem sie als Anreiz das Dorf und sein Gotteshaus mit beträchtlichen Spenden segneten.

„Ja.“, antwortete ich. „Ihre Gemeinde hat uns wahrhaft einen großen Dienst erwiesen.“

„Und wir haben ihn gerne geleistet. Ich kam nicht mehr dazu, es Ihrem Großvater persönlich mitzuteilen, deshalb sage ich es jetzt Ihnen, seinem Enkel. Mein Leben ist nun schon fast verwirkt. Doch wenn ich zurückblicke, erfährt es seine besondere Prägung nicht zuletzt durch das Hüten der Quinn-Chroniken.“ Gregors Brauen zuckten nach oben. „Wo wir schon dabei sind: Haben Sie sie schon einmal gesehen?“

„Ich? Ähm... Nein. Aber wenn es Ihnen nichts ausmacht, würde ich jetzt gerne nachhause gehen, Pater. Vielleicht ein andermal.“

Der Letzte Erbe

„Ihr Großvater kam im letzten Jahr regelmäßig vorbei, um Zugang zu den Chroniken zu erhalten.“, fuhr Gregor fort. „Er entwickelte ein reges Interesse an seiner Familie.“

„Wirklich? Nun, ich habe dieses Interesse nicht. Jedenfalls nicht in seiner Art.“

Der Pater lächelte gütig. „Das habe ich mir gedacht, und ich kann es verstehen, Sohn. Sie sind noch jung, haben das Leben noch vor sich. Erst wenn man merkt, dass mehr Tage hinter als vor einem liegen, dann denkt man allmählich an andere Dinge. Man denkt an das, was man hinterlässt. So, erkläre ich mir, hat Ihr Großvater ins Ahnenreich der Quinns gefunden.“

Spontan dachte ich an das zurück, was Monica mir eröffnet hatte. Dass Anthony manchmal verschwunden sei. War er etwa hergekommen, hierher, zu den Chroniken?

„Es hätte ihn sicher mit Zufriedenheit erfüllt, zu sehen, wie Sie einen Fuß hinein setzen.“

Gregor ließ wohl nicht locker. „Meinetwegen.“, seufzte ich halb entschlossen. „Aber nur kurz, ja?“

Ich folgte dem Pater eine schmale Wendeltreppe hinunter. Sie endete an einem Ort unter der Kirche. Die Umgebung lag im Halbdunkeln, und au-

Julian Wangler

ßer einer Galerie mit Fresken voller Fabelfiguren erbot sich meinem Blick kaum etwas.

Ich folgte Gregor durch einen prächtigen Torbogen, und wir gelangten in einen riesigen, kreisförmigen Saal, von Fackelschein erhellt. Lichtgarben tasteten bis zur Grenze eines Labyrinths von unvorstellbaren Ausmaßen.

Auf drei Ebenen erstreckte sich ein Gewirr aus Gängen, die von vor Büchern überquellenden Regalen gebildet wurden, ein heilloser Bienenstock aus Tunneln, Treppen, Plattformen und Brücken, die eine gigantische Kulturstätte von undurchschaubarer Geometrie erahnen ließen.

Es verschlug mir die Sprache. Das hier war bei weitem eindrucksvoller als die Bibliothek auf Bloodriver. Gregor lud mich auf einen Spaziergang ein. Süßlich-moderiger Geruch erfüllte die gewundenen Gänge und Galerien mit Hunderten, Tausenden von Bänden, und mich beschlich der Eindruck, dass sie mehr wussten, als sie je einem Leser preisgeben würden.

Die Geschichte der Quinns. Tagebücher, Zeichnungen, Urkunden, Kunst... Alles lagerte hier.

Überwältigt blieb ich stehen und ließ den Anblick weiter auf mich wirken. „Das ist ein Friedhof.“

Der Letzte Erbe

Neben mir nickte der Pater viel wissend. „So könnte man es nennen. Andererseits: Ab und zu, wenn ich hier durchgegangen, bin, schienen mir *diese* Begrabenen“, sagte er und deutete auf die Bücher um uns herum, „ziemlich lebendig.“

„Wie meinen Sie das, Pater?“

Gregor lächelte ominös. „Jetzt sagen Sie mir, dass es sich gelohnt hat, herzukommen.“

Der Mund stand mir offen. „Ich hatte ja keine Ahnung...“

„Mister Quinn, Sie waren Sir Quinns einziger Enkel. Wenn er Ihnen seinen Besitz vermacht, werden Sie der neue Schirmherr über die Chroniken sein, schon bald. Das ist eine sehr hohe Verantwortung.“

Ich schluckte. „Ich weiß nicht, ob ich dafür bereit bin.“

„Dann denken Sie darüber nach. In der Zwischenzeit möchte ich Ihnen etwas geben. Ihr Großvater hat es vor einer Woche bei mir hinterlassen, mit der Bitte, es Ihnen auszuhändigen.“

Ich runzelte die Stirn. „Er hat etwas für mich dagelassen? Wieso?“

„Diese Frage kann ich Ihnen ebenso wenig beantworten wie jene nach dem Inhalt.“, erwiderte Gregor. „Sie werden es selbst herausfinden müssen. Ich bin hauptberuflich zwar kein Sachverwal-

Julian Wangler

ter, aber sehr wohl jemand, der ein Geheimnis bewahren kann. Und diese kleine Schatulle schien es Ihrem Großvater wert gewesen zu sein, ein Geheimnis daraus zu *machen*.“ Schweigend überreichte er mir die kleine, schwarze Box, die er hervorgeholt hatte. Kurze Zeit später führte der Pater mich hinauf und entließ mich mit der Empfehlung, wenn mich etwas plage, solle ich nicht zögern, sondern zu ihm in den Beichtstuhl kommen.

Auf dem Heimweg dachte ich wieder über die Fremde nach, die mich allem Anschein nach in ein Erdloch werfen wollte. Wer war sie? Was führte sie im Schilde? Konnte ich sie ohne weiteres zu Jenen zählen, die mich bisher bedroht hatten? Mein Schädel dröhnte vor den immerselben Fragen, und ich beschloss, mich der Schatulle zuzuwenden. Vorsichtig öffnete ich das Behältnis, und zum Vorschein kam eine Art Schlüssel. Ich nahm ihn heraus und begutachtete ihn.

Er sah seltsam aus. Gut zehn Zentimeter lang, wurde das obere Ende von zwei einander zugewandten Sicheln aus blitzendem Eisen gebildet, in deren Mitte eine weiße Perle eingefasst war, während das untere Ende dornartig spitz zulief. Er fühlte sich kostbar an und mutete so filigran an

Der Letzte Erbe

wie eine Spitzentänzerin, die ihre Arme über dem Kopf zusammenführt.

Mir war nicht bekannt, dass einem Zimmer auf Bloodriver ein Schlüssel fehlte, dass ein Zugang versperrt war. Was fing ich also damit an? Erst einmal würde ich ihn sicher bei mir verwahren und mich dezent bei Arthur erkundigen.

Ich entdeckte noch einen kleinen Zettel in der Box. Darauf stand in Großvaters Schrift etwas geschrieben. *Die Dunkelheit liegt auf der Lauer und zählt bis drei.*

Wieder zuhause, bemühte ich einige Ausreden ob meines zerzausten Äußeren und der Tatsache, dass ich zu Fuß zurückgekommen war. Ich räumte ein, noch einen Abstecher zum Leuchtturm gemacht zu haben. Cecile maß mich mit skeptischem Blick. Arthur seinerseits wollte sogleich Stifler losschicken, um das Auto abzuholen, aber mir war es nicht Recht. Die Vorstellung, dass dieser Stifler meinen Wagen fuhr, war mir unbehaglich. Diplomatisch vertagte ich die Sache auf morgen, zumal sich der Himmel draußen wieder bedenklich zugezogen hatte, in Ankündigung eines weiteren Gewitters.

„Meister Nathan, wenn Sie mir die Bemerkung erlauben...“, konnte sich Arthur nicht verkneifen.

Julian Wangler

„Ihre Einstellung zum Leben hat sich in Ihrer Abwesenheit nicht verändert.“

Ich nahm es in Kauf. „Das ist doch etwas Positives, nicht? Ich bin eben unverfälschlich.“

„Ja, ja.“, murmelte Arthur in einer Andeutung von Frustration, und ich war ihn für heute los.

Es war bereits Abend, als ich im Schloss umherzuwandern begann. Cecile saß auf ihrem Zimmer und vertrieb sich mit Mary und Dylan die Zeit bei einem Quartettspiel, das die Potentiale des Jungen nicht überstrapazierte. Sie hatte mir angeboten, mitzumachen, aber mir stand nicht der Sinn danach. Stattdessen hatte ich mich an der Spirituosenvitrine im Speisezimmer bedient und zog nun mit einem Whiskey, in dem zwei Eiswürfel klirrten, am großen Kamin der Eingangshalle vorbei. Ich öffnete die gepolsterte, mit schwerem Leder bespannte Tür der Bibliothek. Dort ging ich auf direktem Weg zum Sekretär und stellte das Glas auf der Außenkante des Bords ab.

Gedankenverloren besah ich mir wieder mit der Lupe die beiden Münzen aus meiner Tasche, aber es war mir nicht mehr vergönnt, noch etwas Interessantes daran zu finden. Ich steckte sie ein und holte an ihrer statt noch einmal den Schlüssel heraus. Ein seltsames Ding. Wofür war ein Schlüssel

Der Letzte Erbe

gut, wenn man ihn für nichts benutzen konnte? Ich kratzte mich am Kopf.

Aus dem Augenwinkel entdeckte ich einen Bereich des Sekretärfaches, der bislang nicht meine Aufmerksamkeit geteilt hatte. Ein sorgfältiger, bleistiftgestrichener Ahnenbaum bedeckte ein großes Papier. Darauf ging es nicht um die Gegenwart, sondern um unsere Voreltern zur dunklen Zeit der Kreuzzüge. Anthony hatte sich wirklich mit unserer Familie befasst. Richtige Genealogie, das ging über das Traditionsgeschwätz hinaus, das er früher immer zum Besten gegeben und dessen er sich selten aus einem uneigennützigem Motiv bedient hatte. Wie Pater Gregor gesagt hatte, schien er ein aufrichtiges Interesse für die Bande des Quinn-Clans entwickelt zu haben.

Der Schlüssel sank zurück in mein Inventar, und ich hatte plötzlich das Schmuckkästchen in der Hand. Nur wegen ihm war ich jetzt vielleicht noch am Leben. *Schöne Melodie*. Das hatte sie gesagt, und dass sie sie lange nicht gehört hätte. Ich tappte im Dunkeln. Verstörung brach sich wieder Bahn in mir, ich griff nach dem Glas und stieß hoch vom Stuhl.

Im nächsten Moment fiel mir der Whiskey aus der Hand und verteilte sich über den Saum des

Julian Wangler

Teppichs. Unmittelbar in meiner Nähe stand eine Gestalt.

Mir blieb beinahe das Herz stehen. „Was zum... *Rooven*. Was... Was tun *Sie* denn hier?“

Der Forensiker musterte mich aus durchdringenden Augen. Er hielt ein aufgeschlagenes Buch und trug schwarze Samthandschuhe. „Was schon? Ich lese. Ich bin ein belesener Mensch. Das bin ich immer noch, trotz des Todes Ihres Großvaters, stellen Sie sich vor. Er hat nie etwas dagegen gehabt, dass ich mich in seinem Hort des Wissens weiterbilde. Genügt Ihnen das als Antwort?“

Nervosität flackerte in mir. „Sind Sie etwa in Besitz der Schlüssel?“

„Aber sicher. Sir Anthony hatte großes Vertrauen zu mir. Ich habe es nie missbraucht. Und so sitze ich hier – und lese.“

Ich glaubte ihm kein Wort. „Weshalb die Handschuhe?“

„Sie kommen wahrhaft nicht nach Sir Anthony, nicht wahr?“ In seinen Augen blitzte es. „Nun, um es kurz zu machen: Das Buch, das ich in der Hand halte, ist, wie viele andere Werke hier, dem Verfall unterworfen. Jeder, der einmal mit altem Papier zu tun hatte, weiß, dass Fett und Fingerabdrücke diesen Verfall beschleunigen. Man muss behutsam sein.“

Der Letzte Erbe

Ich starrte hinab zum Teppich, wo ein ansehnlicher Fleck sich gebildet hatte. „Beim nächsten Mal schleichen Sie sich nicht mehr so an mich heran.“

„Aber, aber... Ich wusste nicht, dass Sie *so* wichtig sind.“

Zumindest stand eines fest: Er konnte mich genauso wenig leiden wie ich ihn. Ich leckte mir die Lippen. „Sagen Sie, Doktor, wären Sie bereit, mir eine Frage zu beantworten?“

Still blickte er wieder von den Zeilen auf.

„Mit wem haben Sie sich gestern Abend getroffen? Nachdem ich bei Ihnen war.“

Einen Moment zögerte er. „Mit niemandem.“

„Es hat jemand geklingelt.“

„Ach das. Das war nur ein Mitarbeiter. Er hat etwas abgeholt. Und anschließend, Mister Quinn, hatte ich sehr viel zu tun.“

Er log wie gedruckt, und er war ein schlechter Lügner. Dann bemerkte er den feindseligen Ausdruck, den meine Augen angenommen hatten, und er trat näher. „Worauf wollen Sie hinaus?“

„Sie sollen sich einfach vorsehen, Doktor.“

Der Forensiker zog einen Mundwinkel hoch und senkte die Lider auf Halbmast. „Wollen Sie mich etwa bedrohen, Mister Quinn?“, säuselte er. „Tun Sie das nicht. Sie würden es bereuen.“

Julian Wangler

Die Anspannung explodierte in mir, jeder Nerv, jeder Winkel meines Körpers geriet in einen ekstatischen Zustand. Und auf dem Höhepunkt dieses inneren Chaos klappte Rooven das Buch so zu, dass es eine kleine Staubwolke verströmte, stellte es zurück ins Regal und verschwand Richtung Ausgang.

Ich spürte den Bedarf, zu Cecile zu gehen. Ich fühlte mich nackt und verwundbar nach allem, was an diesem Tag geschehen war. Die nächtliche Quartettpartie hatte bereits ihr Ende gesehen, und Mary und ihr Sohn waren vor einer halben Stunde zu Bett gegangen.

„Nathan, was ist los? Du siehst so bleich aus.“

Ich trat ein und setzte mich neben sie. Diesmal wick ich ihrem Blick aus.

„Komm schon, Du kannst mir nichts verheimlichen.“

„Cecile, ich... Ich war nicht gut zu Dir.“ Ich stürzte ihr in die Arme und erzählte ihr alles, was ich ihr bislang vorenthalten hatte. Bevor wir, beieinander liegend, einschliefen, schwor ich mir, ab jetzt mit ihr an einem Strang zu ziehen.

Kapitel 14

Am nächsten Morgen war uns kein ausgelassenes Frühstück beschieden. Cecile und ich verschliefen, und Arthur musste schon mehrfach gegen die Tür klopfen, um uns wach zu kriegen. Er rief hinein, dass der Notar bereits in der Teestube auf mich warte, Mary sei auch schon dort eingetroffen. Irgendwie gelang es uns, eilig in unsere Sachen zu schlüpfen. Als ich Arthur, der solange gewartet hatte, aufmachte, stand er da mit einem Tablett, auf dem Sandwiches und Tee warteten. Er hatte wirklich an alles gedacht.

„Damit Sie uns nicht verhungern, Meister Nathan.“, sagte der Butler. „Familienangelegenheiten sind eine Sache, die auf den Magen geht.“

Cecile brauchte für ihre morgendliche Toilette länger. Auf dem Weg ins Gemeinschaftszimmer setzte Arthur mich ins Bild. Der Name des Notars war Graham Toal. So wie die Quinns auf eine lange Geschichte zurückblicken konnten, stand die Familie Toal ihrerseits im Dschungel der Traditionen, nur eben an anderer Stelle. Seit Jahrhunderten, so Arthur, sei es ein Toal gewesen, der bei aufkommenden Erbschaftsfragen seines Amtes

Julian Wangler

gewaltet habe. Ich erfuhr noch mehr: Graham Toal hatte es offenbar schon vor sieben Jahren gegeben. Nur hatte ich von ihm nie etwas mitbekommen. Wie es schien, hatte Großvater guten Kontakt zu ihm gehalten.

Toal war ein untersetzter, aber auf die Etikette bedachter Mann, dessen runde Brille seine unter Weitsichtigkeit leidenden Augen winzig erscheinen ließ. Wir reichten einander die Hände.

„Mister Quinn, es freut mich wirklich, dass wir uns endlich einmal begegnen. Ihr Großvater hat Sie bei mehr als einer Gelegenheit erwähnt.“

„Ach ja, hat er das?“

„Aber ja. Meine Neugier brachte mich beinahe um, persönlich herauszufinden, welches Gesicht sich dahinter verbirgt.“

Toal war so sehr darauf bedacht, sich als ergebener Dienstleister zu präsentieren, dass er in Kauf zu nehmen schien, man mochte ihn einen Stiefel-lecker nennen. Wie viele seiner Vorfahren, hatte er mit den Quinns ein gutes Geschäft gemacht.

„Ich hoffe, es gefällt Ihnen.“

Er grinste geschmeidig. „Mein verehrter Mister Quinn, ich war diesem Hause noch nie abgeneigt, ebenso wenig einer in ihm lebenden Person. Doch würde ich meinem Metier nicht gerecht werden, würde ich Voreingenommenheiten zugelassen.

Der Letzte Erbe

Das Dasein eines Maklers wie mir ist eine Kunst höchster Objektivität und Verlässlichkeit. Ich bin ein Verwahrer und Weiterreicher. In dieser Funktion komme ich heute zu Ihnen.“ Seine kleine Ansprache war an ein Ende gelangt, und er kicherte. „Ich darf vermuten, dass Sie schon ganz aufgeregt sind?“

„Jeder von uns tut seine Pflicht, Mister Toal.“

„Ah, ich spüre, wie Sie vor Anspannung kribbeln. Und gleich ist es soweit. Ich bin auch auf das Ergebnis gespannt, aber ich bin sicher, dass Ihr Großvater ausgiebig an Sie gedacht hat.“

Mary räusperte sich über Toals Fixiertheit auf meine Person. „Er hatte nicht nur einen Enkel, sondern auch eine Tochter, wenn das eine Rolle spielt.“

Ihre Worte brachten den Notar kurzweilig aus dem Konzept. Dann legte er seinen schmalen Aktenkoffer auf den Tisch und klappte ihn auf. „Nun, wenden wir uns zunächst ein paar lästigen, jedoch notwendigen Formalitäten zu. Es dauert nicht lange, das verspreche ich Ihnen. Dann werden wir Tabula Rasa machen.“

Schließlich hielt ich den entscheidenden Brief in der Hand. Großvaters Testament befand sich darin. Ich glaubte, das Gewicht des Umschlages zu spüren, als Toal ihn mir in die Hand drückte. Ma-

Julian Wangler

ry rückte dicht heran mit ihrem Stuhl und leckte sich erwartungsvoll die rot bemalten Lippen.

In Wirklichkeit nur ein paar Sekunden, dauerte das Öffnen des Briefes eine gefühlte Ewigkeit. Dann hielt ich das mehrseitige Dokument in der Hand. Meine Augen flogen über die Zeilen. Ein langes Vorwort. Ich blätterte um, einmal, noch einmal. Erst zum Schluss wurde es interessanter.

„Was steht da? Jetzt spann uns nicht auf die Folter, Nathan.“

Ich drückte den Finger auf die entsprechende Zeile und las. „Hiermit bekräftige ich, dass die Pferde des Anwesens, sollten Sie nach meinem Verscheiden noch da sein, meiner Tochter Mary zugeschlagen werden.“

„Wie bitte, die *Pferde*?!“ Sie schien sich vor Empörung kaum noch halten zu können. „Was soll ich denn mit ein paar blöden Pferden?!“

„Möge sie sich an ihnen erfreuen.“, las ich weiter. „Sie hat die Tiere immer geliebt.“

„Das ist nicht wahr! Eine bodenlose Frechheit ist das.“

Mein Blick fiel auf einen anderen Passus des Testaments. „Meine Hemden und Krawatten sollen ausnahmslos an Arthur gehen. Wir hatten stets dieselbe Kragenweite.“ Verwundert nahm ich zur Kenntnis, wie kleinteilig mein Großvater alles

Der Letzte Erbe

geregelt hatte. „Nach reichlichem Überlegen und Abwägen habe ich mich dazu entschlossen, meinen Enkel Nathan Quinn zu begünstigen. Bloodriver soll in seinen Besitz übergehen. Mit Ausnahme der Bibliothek. Sie und die in ihr enthaltenen Gegenstände sollen meinem geschätzten Freund, Doktor Thadeusz Rooven, zukommen. Außerdem erhält er die förmliche Erlaubnis, bis an sein Lebensende wann immer es ihm beliebt im Herrenhaus ein- und auszugehen.“

Eine halbe Stunde später fuhr ich auf meinem Zimmer herum wie ein Raubtier in einem zu engen Käfig. „Dieser Mistker!“

„Das könnte Deine Tante jetzt auch sagen.“, sagte Cecile, mit verschränkten Armen gegen die Wand gelehnt. „Ich glaube, sie ärgert sich noch mehr als Du.“

Mary hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen und weinte sich die Augen aus.

„Das verdammte Schloss interessiert mich nicht. Es geht um diesen Rooven. Großvater hat ihm quasi einen Blankoschein ausgestellt. Er hat hier Narrenfreiheit, hier, in *unserem* Haus.“

Cecile schien Probleme zu haben, mir zu folgen. „Moment mal. Sagtest Du nicht, das Schloss interessiert Dich nicht?“

Julian Wangler

„Lieber hätte er es anstecken sollen, als *Rooven* daran zu beteiligen. Dieser Kerl hat einen auf dem Kerbholz, das weiß ich.“

Sie hob und senkte die Brauen. „Bist Du Dir sicher, dass Du den Mann, der Dich angriff, bei ihm gesehen hast? Vielleicht hast Du Dich ja verguckt. Immerhin war es schon spät und -...“

„Cecile, bitte. Bei so etwas ‚*verguckt*‘ man sich doch nicht einfach. Es *war* der Mann, ohne jeden Zweifel.“

„Na fein.“, meinte sie. „Du weißt, dass ich Dir glaube. Das ist nicht das Problem. Ich fürchte allerdings, gegen den Wunsch Deines Großvaters kannst Du zurzeit nur wenig unternehmen. Zumindest nicht solange, wie man *Rooven* nichts nachweisen kann. Wenn er tatsächlich etwas im Schilde führt, dann müssen wir Beweise dafür finden und sie an Inspektor McCormac liefern.“

Ich nickte. „Jetzt verstehen wir uns. ‚*Punktum*‘, wie McCormac sagen würde.“ In Kürze würde ich ihm eindrucksvoll vor Augen führen, dass er sich die ganze Zeit über mit seinen Ermittlungen auf dem Holzweg befunden hatte.

Im nächsten Moment riss jemand die Tür auf und wirbelte herein. Es war Arthur. Dieses brüske Verhalten war doch sonst nicht seine Art.

Der Letzte Erbe

„Sir, es ist etwas Entsetzliches geschehen.“, trug der Butler vor. „Man hat Doktor Rooven tot aufgefunden. Bitte beeilen Sie sich. Inspektor McCormac möchte Sie sprechen.“

McCormac erwartete mich im Atrium. Sprint war bei ihm.

Ich versuchte nicht, die Rolle eines anderen zu spielen. „Ist es wahr?“

„Rooven ist ermordet worden. Vor einer Stunde fanden wir ihn in seiner Wohnung.“, fing er an. „Da wir nun keinen pathologischen Spezialisten mehr auf der Insel haben, müssen wir einen einschiffen lassen. Aber das könnte dauern. Es nähert sich eine schlimme Wetterfront. Überfahrten sind erst einmal abgeblasen. Bis dahin müssen wir mit dem auskommen, was wir haben.“

Ich nahm ihn ins Visier. „Und *was* haben wir, Inspektor?“

„Nicht den geringsten Hinweis auf Fingerabdrücke. Der Mörder muss Handschuhe getragen haben.“

Vor meinem geistigen Auge erwachte das Bild von Roovens Samthandschuhen, die eines von Großvaters Büchern umfassten.

„Da ist noch mehr. Ohne, dass es sichtbare Einstiche gäbe...enthält Roovens Leichnam keinen

Julian Wangler

Tropfen Blut mehr. Und auf seinen Oberarm wurde dasselbe Symbol tätowiert, das auch Sie tragen.“

McCormac hatte tunlichst unterlassen, es auszusprechen. Aber an diesem Morgen war ich für ihn sogar noch verdächtiger geworden. Die Dinge entwickelten sich nicht in die richtige Richtung. Roovens Tod traf mich völlig unerwartet. Er war meine bislang heißeste Spur gewesen, die einzige wirklich verdächtige Person. Und nun weilte er nicht mehr unter den Lebenden.

Wer mochte sich seiner entledigt haben? Etwa der Mann von der Fähre, von dem ich nach wie vor fest überzeugt war, ihn bei Rooven gesehen zu haben? Meine Spur drohte sich wieder aufzulösen. Mit leeren Händen stand ich da. Deutlicher war nur das Gefühl geworden, dass eine ungeheuerliche Intrige ihre Kreise zu ziehen begonnen hatte, die nicht nur mein eigen Fleisch und Blut, sondern offenbar auch meine vermeintlichen Gegenspieler zu bedrohen schien.

Diesmal sprach ich mich mit Cecile aus. Wir kamen überein, dass ein Fortkommen in dieser Angelegenheit erst möglich war, wenn wir uns in Roovens Haus begaben und uns vor Ort selbst ein Bild machten. Es war ein gewagtes Vorhaben, aber es steckte eine Kalkulation dahinter: Um dem

Der Letzte Erbe

schwarzen Loch, das sich vor uns aufgetan hatte, auf den Grund zu gehen, musste man sich zuerst von ihm verschlucken lassen. In diesem Fall war Unrecht eine Investition in die, so hoffte ich, sich bald offenbarende Wahrheit.

Mein Wagen stand immer noch unten, am alten Leuchtturm. Deshalb mussten wir Arthur den Schlüssel für einen der schwarzen Bentleys abknöpfen. Er händigte ihn uns nur ungern aus, zumal er offenbar befürchtete, ich würde mir in den Zeiten meiner Abwesenheit vom Herrenhaus im *Humphrey's* die Kante geben. Cecile versprach, sie werde auf mich Acht geben, und der Butler ließ uns halbwegs guten Gewissens ziehen.

Vor der Pathologie angelangt, fiel uns sofort die Absperrung auf, die McCormacs Leute errichtet hatten. Die Eingangstür war gleich dreifach mit schweren Eisenschlössern gesichert worden. Von hier aus gab es keine Chance, hereinzukommen. Im Windschatten des immer heftiger gewordenen Unwetters schlichen wir um das Haus in den Hinterhof. Dort stießen wir auf ein Bodengitter. Mit Hilfe einer verbogenen Eisenstange, die wir einem offenen Müllcontainer entnahmen, stemmten wir das Gitter auf und hielten es offen. Ich ging voran und half Cecile hinunter.

Julian Wangler

Über ein schmales, unverriegeltes Fenster gelangten wir in den Keller. Die Einrichtung mit den Seziertischen war gehüllt in Finsternis. Wir schalteten das Licht ein und begannen, uns umzusehen.

Mein erster Gedanke galt der Box mit Anthonys Sachen, an der ich mich beim letzten Mal vergangen hatte. Ich wühlte in der Kiste herum und fand nur alten Plunder. Zuunterst aber lag ein Papier. Die Schwarzweißkopie irgendeines alten Textes, stark vergrößert für jemanden, dessen Augenlicht nicht mehr das ergiebigste war. Ich versuchte, zu entziffern, was da stand. *Die Vergessenheit wird kommen. Sie ist unser größter Segen. Niemand darf sich entsinnen des Portals zwischen den Zeiten. Und tut es einer doch, so soll diese Aufzeichnung eine Warnung an jene Leichtsinnigen sein, die sich bereitwillig den Kräften des Bösen anvertrauen. Kehrt um oder Ihr seid verdammt.* Ein Schauer überkam mich.

„Nathan, ich glaube, ich habe da etwas.“

Ich faltete die Kopie und steckte sie ein, bevor ich zu Cecile aufschloss. Sie hielt ein veraltetes Diktiergerät in die Höhe. Ich nahm es entgegen, spulte ein kleines Stück zurück und drückte die Abspieltaste.

Rauschen erklang, ein paar Sekunden. Dann plötzlich Roovens Stimme. „Mein Leben lang war

Der Letzte Erbe

ich ein Mann der Wissenschaft und der klaren, handfesten Erkenntnisse. Dann kommt dieser Theodor daher und droht mir Gewalt an. Er erzählt mir Dinge, die sich völlig aberwitzig anhören. Vielleicht hätte Nathan Quinn es ja verdient. Er scheint nur wenig mit seinem Großvater gemein zu haben, und meiner Meinung nach ist er seiner Nachfolge nicht würdig. Ebenso wenig ist er mir sympathisch. Aber es kann doch nicht an mir sein, ihn zu richten, und dann noch derart sinnlos, für so eine absurde Geschichte. Andererseits hat Theodor klargemacht, wie weit er zu gehen bereit ist. Er hat Druck ausgeübt und wirkt überzeugt. Ich glaube, wenn ich seinem Willen nicht Folge leiste, wird er die Beherrschung verlieren. Ich liebe mein Leben viel zu sehr. Und so bleibt mir wahrscheinlich keine Wahl. Noch heute Abend werde ich mich ins Schloss begeben. Ob ich mich werde überwinden können, diesen Menschen des Lebens zu berauben? Besser er als ich. Und dann, hat mir Theodor versprochen, haben wir unseren Tanz getanzt. Er wird verschwinden und ich mit der ganzen Angelegenheit nichts mehr zu tun haben. Ich werde Vorkehrungen treffen, wie alles auf den Butler zurückfallen wird. Vergib mir, Anthony, mein treuer Freund.“ Die Aufzeichnung war an ihr Ende gelangt.

Julian Wangler

„Das ist es.“, erklärte ich triumphierend. „Das erklärt alles. Jetzt haben wir Rooven.“

„Leider zu spät. Glaubst Du, er wurde von diesem Theodor umgebracht?“

„Wenn er damit den Kerl meint, der es auch auf mich abgesehen hat... Gut möglich. Wir werden dieses Band McCormac übergeben.“

„Falls das wahr ist, hat Rooven es vielleicht doch nicht übers Herz gebracht, Dich zu töten.“

Unsere Blicke begegneten sich. „Oder es ergab sich einfach nicht die passende Gelegenheit. Auf jeden Fall scheint er ein Handlanger gewesen zu sein. Dieser Theodor kennt die Antwort auf alle unsere Fragen.“

Endlich ein Durchbruch. Endlich ging es weiter.

Wir fanden Roovens Leichnam in einer ausziehbaren Wandlade. Die Polizei hatte ihn hierher verfrachtet. Der Anblick des Toten ließ mir das Blut in den Adern gefrieren. Als hätte sich eine Art nimmersatter Vampir an ihm vergangen. Cecile erging es noch schlechter. Ihre porzellanfarbene Haut war bleicher geworden. Kurz darauf erbrach sie sich ins nahe gelegene Waschbecken.

„Tatsächlich.“, hauchte ich. „Dieselbe Tätowierung wie meine. Das ergibt keinen Sinn.“

Der letzte Erbe

Wir schlichen uns wieder durch das Kellerfenster aus Roovens Haus und verwischten unsere Spuren. Der Regen war mittlerweile so heftig, dass wir zum Wagen laufen mussten. Trotz unseres Tempos waren wir klatschnass, ehe wir den Parkplatz am Waldrand erreichten.

Egal. Ich fühlte mich gut. Sehr bald würde McCormac die Kinnlade heruntergehen. Ich hatte spekuliert, ob wir nicht direkt der Polizeistelle einen Besuch abstatten sollten, aber das wäre wohl taktisch unklug gewesen. Der Inspektor hatte ja bereits demonstriert, dass er eine lebhaftere Fantasie bei nur mäßigem Ermittlungstalent besaß.

Wir hatten den Wagen noch nicht ganz erreicht, da vernahm ich einen Laut, der kürzliche Erinnerungen wiedererweckte. Schreckliche Erinnerungen. Ein Knurren und Keifen. Ich wischte herum.

„Oh nein. Oh nein.“

„Wo kommt der her?“, fragte Cecile mit zittriger Stimme.

Ein Wolf stand vor uns. Er wirkte größer als das Exemplar, dem ich begegnet war. Seine zusammengezogenen Augen schimmerten bedrohlich, und seine silbergraue Nackenmähne war aufgestellt. Speichel lief ihm aus dem Maul. Fraglos waren seine Kiefermuskeln imstande, menschliche Knochen zu zermalmen.

Julian Wangler

Blitzschnell machte ich mir ein Bild von unserer Lage. Das Tier versperrte den Weg zurück nach Lenow. Und selbst, wenn dem nicht so gewesen wäre, hätte er uns sofort eingeholt, hätten wir einen Fluchtversuch unternommen. Unsere einzige Chance bestand darin, das Auto zu erreichen.

„Cecile, ich zähle bis drei. Dann läufst Du so schnell Du kannst und schlägst die Tür hinter Dir zu.“

Furchterfüllt nickte sie.

„Eins... zwei... *drei*...“

Wir preschten voran, Cecile dicht vor mir. Dann trennten uns und den Bentley nur noch ein paar Meter. Plötzlich fiel der Wagen rasant aus meinem Blickfeld. Ich stürzte und merkte, wie sich etwas in meinem Unterschenkel verkeilt hatte. Cecile fuhr herum, nachdem sie die Beifahrertür aufgerissen hatte.

„Mein Gott, Nathan!“

„In den Wagen mit Dir! Na *Ios!*“

Sie ließ sich von mir hineindrängen.

Ich trat nach dem Wolf. Mein Bein entglitt seinem Maul wieder, doch im nächsten Moment warf er sich lüstern auf mich. Seine Krallen zuckten dicht an meinen Ohren vorbei, wobei ein unheilvolles Surren erklang. Ich dachte nicht mehr über Verletzungen nach, die mir dieses toll ge-

Der Letzte Erbe

wordene Ungeheuer zufügen konnte, nur noch ans Überleben. Der grässliche Kiefer klappte mit einem regelrechten Donnern zusammen.

Es wurde immer schwerer, ihn von mir fernzuhalten. Mittlerweile lag mein Kopf auf Höhe seines Halses. Ich realisierte, dass mir nichts anderes blieb als mich der Situation zu stellen. Widerwillig ramnte ich meine Zähne in den Hals des Wolfes, hinein in Muskelstränge, die mir steinhart vorkamen. Ich merkte, wie die Bauchmuskeln des Wesens in Bewegung gerieten und sich nach vorn neigten.

Erneut zuckten die Klauen nach vorn. Dieses Mal gelang es mir nicht, sie zurückzuhalten. Krallen bohrten sich in meine Brust und rissen eine Wunde hinein, aus der sofort Blut quoll. Ich gab einen schmerzerfüllten Schrei von mir, der mit einem heißen Stechen einherging. Der Schmerz bewirkte, dass meine Risikobereitschaft zunahm. Ich trat mit beiden Füßen nach dem Wolf und erwischte ihn. Das Tier brüllte bestialisch, verlor das Gleichgewicht und fiel auf den Rücken.

Meine Zähne bohrten sich wieder in den Hals der Kreatur. Ihr tiefer Schwerpunkt und mein Druck hinderten sie daran, wieder auf die Beine zu kommen. Wütend öffnete und schloss der Wolf sein Maul. Heißer Geifer tropfte auf mich herab,

Julian Wangler

geriet mir in die Augen und brannte. Alle Viere von mir gestreckt, hielt ich das Tier fest, während meine Zähne weiter im Hals des Wesens mahlten.

Dann spritzte bitteres, salziges Blut in meinen Mund und verteilte sich sofort über Kinn, Hals und Kleidung. Atemlos und ungläubig erhob ich mich vom tödlich verwundeten Wolf und verfolgte, wie er starb. Der Regen wusch das Blut über den halben Pfad.

Hinter der Scheibe erkannte ich Ceciles von Entsetzten zerrissenes Gesicht. Noch einmal sah ich zu Boden und...

Nein! Die Kassette aus dem Diktiergerät. Halb zertrümmert, lag sie vor mir, das kleine, schwarze Band um den Wolf geschlungen und um meinen linken Knöchel. An vielen Stellen war es zerfetzt. Es musste mir aus der Tasche gefallen sein, und dann hatten das Tier und ich uns darin gewälzt.

Wie vor sieben Jahren sank ich auf die Knie, schreiend und weinend vor Wut.

Kapitel 15

Wieder am Schloss angekommen, sorgte Cecile für reine Luft. Sie ging voran und verwickelte Arthur prompt in ein Gespräch über Lenow. In der Zwischenzeit stahl ich mich vorbei und dann hinauf in mein Gemach, sodass niemand meine zerrissene, blutgetränkte Erscheinung zu Gesicht bekam. Ich verschwand unter der Dusche und ließ meinen geschundenen Leib vom heißen Wasserdampf massieren. Als ich fertig war, blieb mir gerade einmal Zeit, in frische Kleidung zu schlüpfen, ehe jemand ungeduldig gegen die Tür klopfte.

„Ja, doch, *ja*.“

Mary lugte herein, mit vor Panik geweiteten Augen. „Nathan, komm bitte in Anthonys Zimmer!“

„In Anthonys -...“

„*Schnell!*“

Ahnungslos, was mich dort erwartete, eilte ich meiner Tante hinterher. Ihre Absatzschuhe polterten auf dem Dielenboden wie die Kontrapunkte eines immer hektischer werdenden Rhythmus. Schließlich langten wir im privaten Schlafraum meines Großvaters an. Die Tür stand sperrangel-

Julian Wangler

weit offen. Jemand hatte sich Zugang verschafft. Sehr bald offenbarte sich, wer.

Canoul und Stifler lagen blutüberströmt am Boden und prügelten sich die Augen aus dem Kopf. Sie gingen nicht zimperlich miteinander um. Während die beiden Streithähne sich rasend und weitenteils unverständlich anbrüllten, hieben sie nacheinander, verpassten sich Haken und kratzten sich blutige Furchen in Wangen und Arme.

Beide Männer wirkten erschöpft, völlig ausgebrannt. Ich wusste nicht, wie lange sie sich gegenseitig bearbeitet hatten. Vermutlich war Mary auf sie aufmerksam geworden, weil sich ihr und Dylans Gästezimmer nur einen Korridor weiter befand.

„Aufhören! Sofort aufhören!“, rief ich, doch weder der eine noch der andere reagierte auf mich. Ich wiederholte meine Aufforderung, ohne ein Ergebnis zu erzielen.

Nach einer Minute kamen Arthur und Cecile hinzu. Vom Eingangsbereich mussten sie auf die tosende Geräuschkulisse aufmerksam geworden sein, die die ansonsten so bedrückte Stille von Bloodriver durchschnitt.

„Vater.“, stieß Arthur beklommen hervor.

„Canoul! Stifler! Wenn Sie nicht unverzüglich aufhören, ziehe ich die Konsequenzen! Sie wissen,

Der Letzte Erbe

dass ich dazu befähigt bin! Ich bin Sir Anthonys Erbe!“

Sie hielten tatsächlich still. Aber die Ruhe, die nun entstanden war, nahm sich noch unheilvoller aus als die Keilerei, und eigentlich war sie nicht das Resultat meiner drohenden Worte. Canoul lag über dem Riesen von einem Ställer und hatte ein schmutziges, halb verrostetes Gartenmesser gezogen, das er Stifler gegen die Halsschlagader drückte.

„Schluss damit! Canoul, ich lasse Sie ins *Gefängnis* wandern!“

„Nein, Sir. *Er* muss ins Gefängnis, dieser miese Gauner.“ Der Gärtner bleckte die Zähne. „All die Jahre hat Stifler, dieses Schwein, Ihren Großvaters hinters Licht geführt. Ich habe herausgefunden, dass er ein Dieb und ehemaliger Sträfling ist. Das hat er immer verschwiegen, aber jetzt ist die Katze aus dem Sack.“

„*Lügen*, alles *Lügen*!“ Stifler versuchte sich zu winden, aber Canoul demonstrierte seine Entschlossenheit, indem er die Klinge mit noch mehr Nachdruck an seinen Hals schob.

„Ich habe mehrmals beobachtet, wie er sich in den Schlosskeller geschlichen hat, um dort Flaschen Ihres kostbaren Weins zu stehlen.“

Julian Wangler

„Ein paar Flaschen sind tatsächlich durch ungeklärte Umstände verschwunden.“, flüsterte mir Arthur ins Ohr.

„Und jetzt wollte er sein Gesellenstück abliefern. Er wollte sich an den Wertsachen von Sir Quinn vergreifen. An dem Kostbarsten, was ihm blieb: dem Schmuck seiner Frau!“

„*Lügen, alles Lügen!*“, bellte der Ställer um ein neuerliches Mal und schickte sich an, sich vollends in den fleischgewordenen Dreschflegel zu verwandeln. Diesmal gelang es Stifler, sich loszureißen. Unvorbereitet wurde Canoul von seinen mächtigen Pranken gepackt und fortgeschleudert. Stiflers mächtiger Körper wuchtete sich hoch, dass der Boden unter unseren Füßen bebte.

Etwas fiel ihm aus der Tasche. Wahrhaftig. Es waren zwei perlenbesetzte Ketten. Stifler war ein Dieb.

„Bleiben Sie stehen, Stifler!“

Zu spät. Ohne sich die Ketten zu greifen, raste der Ställer mit tollem Ausdruck an uns vorbei, hinaus aus dem Zimmer, den Gang hinunter. Er ergriff die Flucht.

Canoul fluchte. „Ich glaube, das Schwein hat mir einen Zahn ausgeschlagen.“

„Arthur, verständigen Sie die Polizei.“

Der Letzte Erbe

Bis McCormac eintraf, war Stifler längst aus dem Dunstkreis des Herrenhauses verschwunden. Die Insel war zwar klein, aber dafür auch die Mannschaft des Inspektors. Erschwerend hinzu kam der Sturm, der Verfolgungsjagden unmöglich machte.

„Im Wald wird er mit großer Sicherheit nicht sitzen.“, ließ sich McCormac frei nach dem Ausschlussprinzip vernehmen, nachdem er Canoul vernommen hatte. „Wir werden also zunächst hier und dann in Lenow suchen. Punktum.“ Mit diesen knappen Worten verließ er uns wieder. Den letzten Blick warf er mir zu. Es war ein zweifelhafter, kritischer Blick, der mir im Gedächtnis blieb.

Verdammt! Die Dinge hätten anders laufen sollen. Aber mein Beweisstück war zerstört worden.

Kaum war McCormac verschwunden, erschien eine neue Gestalt im Rahmen der schweren Eingangspforte. Es war Toal mit Koffer und Regenschirm.

„Ein Sauwetter ist das. Meine Fähre kommt nicht, und in Lenow hat das einzige Hotel keine Zimmer mehr frei. Dürfte ich Sie insofern um eine vorübergehende Bleibe bitten, Mister Quinn? Selbstverständlich werde ich dafür zahlen.“

Es sprach nichts dagegen, Toal ein paar Tage auf Bloodriver unterzubringen. Wir hatten noch das eine oder andere Zimmer frei, und es war sicher

Julian Wangler

nicht schlecht, die Gesellschaft zu vergrößern. Zwar entlockte Toal mir mit seinem latent unterwürfigen Gebaren nicht unbedingt Begeisterung, doch bezweifelte ich, dass wir von ihm Auftritte zu erwarten hatten wie von Rooven oder Stifler. Falls ich mich irrte, ließ sich ohnehin nicht viel dagegen ausrichten. Es war eine kleine Insel, und so wie die Dinge lagen, saßen wir alle miteinander erst einmal hier fest. Das wurde noch wahrscheinlicher, als unversehens der Strom überall auf Cumbery ausfiel.

Der Tag verstrich, und es wurde später Nachmittag. Cecile, Mary, Dylan, Toal und ich hatten uns ins Teezimmer zurückgezogen und waren dankbar über die warmen Getränke, die Arthur von Monica aus der Küche herantrug. Ich stand am Fenster und beobachtete, wie sich eine elektronische Ladungen versprühende Wolkendecke vom Meer näherte. Schwarzen Blutflecken gleich, entlud sich das Gewitter am Himmel. Draußen neigten sich die Ähren im Wind, und kleineres Geäst wurde von ihm erbarmungslos mitgerissen. McCormac hatte bei unserer Ankunft ob des Wetters eine vage Vorwarnung gemacht. Die Intensität des nassen Teufels, der jenseits der Mauern tobte, über-

Der Letzte Erbe

stieg die Vorstellungen, mit denen ich hergekommen war.

In einer Ecke des Zimmers sprach ich Arthur an. „Sagen Sie, Arthur, gibt es in diesem Haus eigentlich...unzugängliche Räume?“

„Wieso fragen Sie, Meister Nathan?“

„Es interessiert mich einfach.“ Ich bediente mich eines aktuellen Beispiels, um Arthurs Misstrauen zu zerstreuen. „Zum Beispiel hatte ich angenommen, Großvaters Zimmer wäre abgeschlossen worden.“

Offenbar hatte ich ins Schwarze getroffen. „Ich hielt es nicht für notwendig. Stiflers Einbruch ist meine Schuld.“

„Arthur, es ist niemandes Schuld.“, sagte ich und legte ihm eine Hand auf die Schulter. „Wir können doch nicht ständig die schlechten Eigenschaften von Menschen voraussetzen, oder?“

„Lady Quinn hätte es so gehandhabt. Sie war...immer auf der Hut.“

Ich lächelte. „Na, ich bin froh, dass es ihr scheinbar nicht gelungen ist, Sie durch und durch Ihrer Natur anzugleichen.“

„Aber Meister Nathan -...“

„Ich mag Sie, wie Sie sind, Arthur.“

Eine kurze Pause seitens des Butlers. „Es schmeichelt mir, dass Sie das sagen. Und um auf Ihre Fra-

Julian Wangler

ge zurückzukommen: Von dem verschütteten Bereich des Südflügels abgesehen, sind sämtliche Räume zugänglich.“ Mit dem leeren Tablett verließ er die Teestube.

Der verschüttete Bereich! Es mochte nur so ein Gedanke sein, aber bekanntermaßen war ein Geheimnis dort am besten aufgehoben, wo man es am wenigsten vermutete: im hellen Tageslicht.

Ich hatte mich kurz empfohlen und mich in den ersten Stock des Südflügels begeben. Ein dicker Schutthaufen erstreckte sich vor mir. In diese Richtung gab es kein Fortkommen. Es hieß, der feuerbedingte Einsturz vor sieben Jahren habe den kompletten Trakt mit dem einstigen Ankleidezimmer unter sich begraben. Es war mir weiterhin ein Rätsel, wieso sich niemand mehr die Mühe gemacht hatte, diesen nicht unerheblichen, früher doch so prächtigen Teil des Hauses wieder instand zu setzen.

Langsam tastete ich über eine nahe gelegene Wand. Meine Finger nahmen kalten Russ auf. „Welche Geheimnisse modern hier vor sich hin?“, murmelte ich. Ich starrte zur Decke, auf die ein delektierender Maler einst Engel gepinselt hatte. Still und heimlich fällte ich die Entscheidung, heute Nacht hierher zurückzukehren.

Der letzte Erbe

Hinter mir rüttelte der Wind an den Fensterläden. Es goss wie aus Kübeln. Im Eingangsbereich fand ich Arthur, der sich eilig ein Regencapce überzog.

„Vater. Ich muss die Blumen hereinholen, sonst weden sie entweder ersaufen oder davon geweht oder beides.“

„Kann ich Ihnen irgendwie zur Hand gehen?“

Arthur war meine Frage zunächst unangenehm. Angesichts des verheerenden Unwetters ließ er sich aber auf eine Ausnahme in seinem Bedienstetenkodex ein. „Ich wäre Ihnen sehr verbunden, Meister Nathan, wenn Sie die Kübel hereinbringen könnten, die vor dem Gärtnerschuppen stehen. In der Zwischenzeit werde ich die Pflanzen auf der Terrasse retten.“

Arthur besorgte mir einen Regenmantel, und bald danach stand ich am Gärtnerschuppen. Das überdimensionierte Gartenhaus war Canouls Arbeitsposten, aber zurzeit war er weit und breit nicht zu sehen. Ich bückte mich, um einen der Blumenkübel anzuheben, verharrte dann aber wieder. Ein kurzer Blick ins Innere würde sicher niemandem schaden.

Die Holztür war nicht abgeschlossen, ich brauchte nur den Riegel beiseite zu schieben. Im spinnenverhangenen Schuppen herrschte Zwie-

Julian Wangler

licht. Ich passierte eine Reihe von Rechen, Spitzhacken und Besen und erreichte einen veralteten Arbeitsschrank. Auf die Schnelle öffnete ich jede Schublade zur Hälfte und wollte nach draußen zurück, als ich im untersten Fach eine große Metallkassette fand. Sie war abgeschlossen.

Wo bewahrte Canoul den Schlüssel auf? Ich suchte den ganzen Schuppen ab. Auf die Schnaps-idee, unter dem verrotteten Fußabtreter nachzusehen, musste ich erst kommen. Geschwind kam ich zurück zum Schrank, steckte den Schlüssel in die Metallkassette – und er passte. Ich durchwühlte das Ding. Da hielt ich plötzlich etwas Glänzendes in der Hand. Einen Ring, und dann war da noch eine Kette, zwei Paar Ohrringe, Broschen und dergleichen mehr. Auf Anhieb wusste ich den Schmuck zuzuordnen. Er hatte meiner Großmutter gehört.

Ein Schatten huschte vorüber, und dann stand jemand anderes im Schuppen. *Canoul!* Ich hatte die Kette ergriffen und die Schublade reflexartig geschlossen.

Forsch beäugte mich der Gärtner, die Augen noch röter als sonst, etwas Schlimmes ahnend. „W-was machen Sie da...Sir?“

„Das hier ist Ihr Reich, Canoul, nicht Stiflers, oder?“

Der Letzte Erbe

„Ähm, ja, Sir, ich verstehe nicht -...“

Ich hielt ihm in der ausgestreckten Hand die Kette entgegen. „Und wie erklären Sie sich dann *das*? Diese Sache wird Sie Kopf und Kragen kosten, Canoul, seien Sie gewiss.“

Mein Gegenüber schluckte. Er bekam zunächst keinen Ton heraus. „Sir, Sie sollten sich gut überlegen, was Sie als nächstes tun.“

„Oder *was*?“

„Hören Sie, Sir, das Letzte, was ich will, ist Ihnen ein Leid zuzufügen.“

„Das haben Sie bereits.“, bellte ich. „Uns *allen*, Canoul. *Sie* sind der Gauner. Sie sind ein...elendiger Kleptomane.“

„*Scccchhhh...* Wir wollen doch nicht, dass das jemand hört, oder?“ Fassungslos ob seines Auffliegens kicherte er schrill, eigentlich ganz und gar verzweifelt. Dann schloss er die Tür hinter sich. Ich sah nur noch seine Umrise.

„Sie lassen mich jetzt auf der Stelle vorbei.“

„Ähm tut mir Leid, Sir, ich bedaure“, erwiderte er mit tänzelnder Stimme, „aber das kann ich nicht tun. Mein Ruf steht auf dem Spiel.“

„Ihr Ruf ist *tot*, Canoul, und zwar einzig durch *Ihr* Verschulden.“

Gebannt sah ich seine Silhouette in hohem Tempo auf mich zurasen. Eine Faust schlug mir

Julian Wangler

mitten ins Gedärm, und dann krachte ich gegen die harte Wand. Ich schubste meinen Angreifer von mir, was ihn gegen ein Regal warf, aus dem allerhand Utiliar mit ohrenbetäubendem Schep-pern zu Boden oder zu Bruch ging.

Wieder attackierte Canoul mich, ich fand mich erneut an der Wand. Eine kalte, schweißfeuchte Hand packte meinen Hals. Ich spürte, wie der Griff mir die Luft abschnürte und die Kehle zu zerquetschen drohte. Das Zittern seines Atems zischte vor mir. Schlotternd tasteten meine Hände hinauf, doch die Klaue saß bombenfest. *Die Hand eines Gärtners...* Ich durfte sie nie wieder unterschätzen.

Schwach bekam ich mit, wie Canouls andere Hand nach unten griff und dann ausholte. Ohne zu wissen, was ich traf, hob ich den Fuß und trat. Canoul wurde weggeschleudert und kollidierte unliebsam mit dem Rasenmäher. Ein erstickter Laut erklang, dann war es still.

„Canoul? Canoul, antworten Sie mir.“

Ich lief zur Tür und riss sie auf. Als Licht in den Schuppen fiel, erkannte ich den ausgestreckten Floristen am Boden.

Mit jenem Messer, das er schon Stifler an die Kehle gehalten hatte. Diesmal steckte es bis zum Knauf in seiner Magengrube.

Kapitel 16

Zur selben Zeit, als meine Notwehr zu Canouls Tod führte, hatte eine von McCormacs Streifen am Dorfrand von Lenow Stifler aufgelesen. Blutleer und mit einem keltischen Symbol, das ihm jemand in den Oberarm tätowiert hatte.

Da das Telefon nach wie vor tot war, erfuhren wir erst am Abend von der Kunde. Diesmal marschierte der Inspektor mit vier Mann durch das Portal von Bloodriver, beinahe die volle Truppenstärke. Wieder führte er Befragungen durch und nahm vor allem mich in die Zange. Mittlerweile musste ich schon eine Routine dafür ausgebildet haben, ich stand ihm Rede und Antwort, und es schien McCormacs Laune zu dämpfen, dass sich nicht so recht eine undichte Stelle an meinen Schilderungen finden ließ, zumal Cecile, Mary und Arthur sie bestärkten.

Trotzdem glaubte ich, eine nachhaltige Veränderung in McCormacs Verhalten zu bemerken. Er hatte einen Punkt erreicht, da sein detektivisches Ehrgefühl angekratzt worden war. Ungeduld trieb ihn um, beinahe ein Ausdruck uneingestandener Scham. Er war nicht mehr länger gewillt, Getriebener zu sein, und er war es satt, den namenlosen

Julian Wangler

Vorgängen hinterher zu laufen, die sich auf Cumbery mehr und mehr Bahn brachen. Es dürstete ihn nach einem Coup, der ihm die Kontrolle über die Situation zurückbrachte.

Zog er auch nach einer knappen Stunde wieder von dannen, war ich sicher, er würde bald erneut anrücken und dann nur noch gehen, wenn er endlich hatte, was er wollte. Im Grunde war nichts gegen einen Inspektor einzuwenden, der seinen Elan wiederentdeckte, mit Blick auf McCormac stand uns jedoch zunächst ein bloßer Anstieg der allgemeinen Betriebstemperatur ins Haus, ohne dass jemandem geholfen war.

Ich erwachte, und es war Nacht. Ich hatte verschlafen. Wie viel Uhr war es? Vielleicht schon zu spät für mein Vorhaben. Langsam verließ ich das warme, wunderbar duftende Bett, in dem Ceciles Haar wie Ebenholz auf dem Kissen lag und sich ihre Brust langsam hob und senkte. Als ich aus dem Zimmer in den Gang trat, konnte ich auf der großen Uhr sehen, dass es soeben Drei geschlagen hatte. Glück gehabt, genau die Zeit, die ich mir vorgenommen hatte.

Auf leisen Sohlen machte ich einen Abstecher in mein Zimmer, wo ich eine Taschenlampe und den Schlüssel herauskramte, den mir Pater Gregor ü-

Der Letzte Erbe

bergeben hatte. Vorsichtig schloss ich die Tür und schlich weiter. Bevor ich den Südflügel betrat, lauschte ich noch einmal ins Haus hinein. Alles schlief.

Ich versuchte, alle bösen Gedanken beiseite zu schieben, aber immer wieder sah ich die Gesichter von Rooven, Canoul, ja selbst der unbekanntenen Frau aus dem Wald vor meinem inneren Auge. Hatten die Drei in irgendeiner Form zusammengewirkt? Welche Ziele hatten sie verfolgt? Standen sie mit den rätselhaften Dingen, denen mein Großvater in den letzten Monaten offenbar nachgegangen war, irgendwie in Verbindung?

Im Vorübergehen schaute ich durch ein trübes Fensterglas zum Himmel. Eine dicke Wolke hatte den Mond bedeckt, der jetzt alles in fahles Licht tauchte. In der Ferne erscholl das Heulen der Wölfe. Grässliche Erinnerungen an den gestrigen Tag wurden in mir geweckt. Seit wann waren die Tiere so unverhohlen aggressiv und blutrünstig? Meines Wissens hatten sie sich nie auch nur an den Wegrand von Lenow getraut, sondern waren im Schutze des Waldes verblieben. Das hatte sich nun gehörig geändert. Wie auch im Hinblick auf das Peitschen der Stürme war hier eine Verschlimmerung eingetreten, die so gewaltig war, dass man beinahe das Gefühl haben mochte, Gott

Julian Wangler

hätte Cumbery endgültig den Rücken gekehrt. Sein Lieblingsfleck auf Erden war die Insel noch nie gewesen.

Der Lichtkegel der Taschenlampe in meiner Hand tastete durch den alten Flügel, erhellte immerschwarz gewordene Ruinen. Ich orientierte mich. Dann kehrte ich zurück zur Stelle, an der die Decke niedergegangen war. Meine Hände wanderten wieder über die halb verschmolzenen Reliefs, ich nahm in Kauf, dass sie schmutzig wurden. Bald stieß ich auf einen Spalt, gerade groß genug, damit eine Person sich hindurch schieben konnte. Größtenteils war er verborgen hinter einem alten Wandteppich, der das Toben der Flammen wie durch ein Wunder heil überstanden hatte. Oder nein: Jemand hatte ihn später hier aufgehängt.

Ich folgte dem schmalen Schacht, bis ich eine Tür mit einem ungewöhnlichen Schloss erreichte. Aufgeregt holte ich den Schlüssel hervor und schob ihn ins Schloss. Die Tür ließ sich öffnen. Ich betrat einen Raum, der eine Art kleines, unordentliches Arbeitszimmer darstellte. Sogleich war ich sicher, dass es sich hierbei um jenen Ort handeln musste, an den Anthony im letzten Jahr entschwunden war und seinen Hausdienern Rätsel aufgegeben hatte. Würde es mir nun endlich ver-

Der Letzte Erbe

gönnt sein, das Geheimnis seines Todes zu lüften?
Was würde ich vorfinden?

Ich durchwühlte das Zimmer, öffnete Schränke und Schubladen, Truhen und Kisten. Allmählich machte sich Enttäuschung breit. Da fiel plötzlich ein Buch zu Boden. Mit vor Hoffnung zitternden Fingern nahm ich es auf. Es war ein Notizbuch meines Großvaters. Endlich hielt ich etwas in den Händen, was mir vielleicht wirklich weiter helfen würde.

Ich zog mir einen Stuhl heran und setzte mich an einen groben Holztisch. Dann klappte ich das Buch auf und begann zu lesen...

3. Juni 1980

Lieber Nathan,

Du kommst nicht mehr zurück, das weiß ich jetzt. Dass Du Dich über die Jahre meinen vielen Briefen entzogen hast, kann ich Dir nicht einmal verübeln. Mein Alter ist so weit fortgeschritten, es ist nicht die Zeit, schonungslosen Abrechnungen auszuweichen. Ich bin mir darüber im Klaren, dass Bloodriver nicht gut zu Dir war, ebenso wenig Deine Familie oder ich. Vermutlich wird mir verwehrt bleiben, Dich zu meinen Lebzeiten noch einmal zu sehen.

Julian Wangler

Deshalb werde ich mich der Aufgabe stellen müssen, die ich eigentlich Dir zugedacht habe. Ich weiß, dass unsere Familie vor einem Wendepunkt steht, wahrscheinlich wird es sie eines nicht allzu fernen Tages nicht mehr geben. Daher müssen die Lücken in der Geschichte der Quinns geschlossen werden. Das Einzige, was jetzt noch zählt, ist die Sicherstellung der Wahrheit. Dieses Buch adressiere ich an Dich, weil niemand mehr am Leben ist, der mir am Herzen liegt. Du bist der rechtmäßige Erbe, Du sollst wissen, worum es geht.

15. September 1980

In den vergangenen Monaten habe ich mich dem Studium der Chroniken verschrieben. Ich bin auf der Suche nach jedweden Hinweisen über unseren Stammvater, Lucius Quinn. Sein Grab gilt als verschollen. Jeden zweiten Tag bin ich bei Pater Gregor eingekehrt und habe ihn gebeten, mir das Archiv zu öffnen. Ich hoffe doch, ich überstrapaziere seine Geduld mit mir nicht. Andererseits erhält die Gemeinde Lenow auch eine Menge Geld von uns.

Je länger ich an diesem großen Projekt arbeite, desto mehr wird mir bewusst, dass es vielleicht eine glückliche Fügung des Schicksals ist, dass ich diese Suche antreten muss. Mein Leben lang habe

Der Letzte Erbe

ich viel Schmerz verursacht. Ich trage Schuldgefühle in meinem Herzen ob des Schicksals meines eigenen Sohns, dem ich nie ein guter Vater war und über den ich schließlich auch Dich verlor. Aber jetzt bietet sich mir die einmalige Chance, für das große Ganze einzustehen, frei von eigenen Ansprüchen. Mir fällt die Aufgabe zu, die Seele der Quinns zu bewahren.

23. November 1980

In den letzten anderthalb Monaten habe ich keine Fortschritte gemacht. Ich merke, dass ich das Alter überschritten habe, um mich lange auf alte Texte zu konzentrieren. Alles beginnt zu verschwimmen. Irgendwie scheine ich mich im Kreis zu bewegen. Was, wenn es in diesem Universum aus Büchern nicht einmal mehr Andeutungen auf unseren Stammvater gibt? Dann wäre alles, was ich hier tue, vergeudete Zeit.

11. Dezember 1980

Erstmals mache ich Fortschritte. Ich habe Hinweise darauf gefunden, dass Lucius' Grab in einem separaten Trakt liegt, abgeschottet. Ich werde mich ins Mausoleum begeben.

Julian Wangler

14. Dezember 1980

Ich habe zwar keinen Hinweis auf Lucius' Grab gefunden, aber dafür habe ich in der Chronik von Mortimer gelesen. Wie es aussieht, hat schon Mortimer ein Interesse daran gehabt, den Ursprüngen der Quinns nachzulesen. Ihm war jedoch kein Erfolg beschieden. Mortimer hat die Vermutung geäußert, dass Lucius einen Bruder besessen haben soll. Und mehr noch: Offenbar befanden Beide sich im Zwist miteinander. Wenn das wahr ist, muss das, was wir bisher über unsere Wurzeln annahmen, vielleicht völlig neu geschrieben werden. Ich muss dieser Fährte weiter folgen.

28. Januar 1981

Seit über einem Monat nichts. Die Chroniken schweigen wieder. Es ist absurd: Immer, wenn man glaubt, man macht bald einen Fortschritt, tritt der gegenteilige Fall ein. Als erlaubte sich irgendjemand, mich für eine positive Erwartungshaltung zu bestrafen. Ich bin müde, sehr müde sogar, aber nachts kann ich nicht ruhen und muss ständig daran denken. Meine geliebte Eleanor hätte mich vermutlich einen Besessenen geschimpft.

Der Letzte Erbe

15. Februar 1981

Endlich wieder ein Fetzen Information in einem der alten Bücher. Nach so langer Zeit fasse ich wieder Mut. Wie es scheint, haben Lucius und sein namenloser Bruder sogar Krieg gegeneinander geführt. Hier ist die Rede von einer Art Entscheidungsschlacht. Die einzige Schlacht, von der ich bisher wusste, war die, in der Lucius einen Haufen Ungläubiger bezwang und darauf Bloodriver erbauen ließ.

1. März 1981

Cilian. Der Name des Bruders ist Cilian.

29. März 1981

Ich bin auf etwas gestoßen. In diesem Aufschrieb steht immer wieder etwas von einem Portal zwischen den Zeiten. Was hat es wohl damit auf sich?

19. April 1981

Arthur und die anderen vermissen mich, sie machen sich Sorgen, aber ich kann jetzt nicht aufhören. Allmählich dringe ich in Bereiche vor, die sich meinen Überzeugungen entziehen. Es heißt, dieses Portal zwischen den Zeiten, es würde die

Julian Wangler

Geschichte konservieren. Weiter steht hier, es sei ein Spiegel zurück in die Vergangenheit. Könnte damit eine andere Chronik gemeint sein? Wenn dem so ist, muss ich sie finden, und ich kann meine Aufgabe, die Lücken zu schließen, womöglich erfüllen.

7. Mai 1981

Nach vielen Monaten des Studiums der alten Chroniken weiß ich endlich, was das Ziel meiner Suche ist. Lucius' Grab scheint sich in einem unterirdisch gelegenen Stollen zu befinden, unterhalb des eigentlichen Mausoleums. Ich werde mich aufmachen.

9. Mai 1981

Mir ist gelungen, was vor mir Mortimer und anderen Quinns nicht gelang. Lucius' Grab, ich habe es tatsächlich gefunden. Von seinem Jahrhunderte ruhenden Leichnam ist nur noch ein poröses Skelett übrig.

Direkt hinter dem Grabraum befindet sich eine leere Kammer, in der einzig eine merkwürdige schwarze Kugel auf dem Podest ruht. Soll dies das besagte Portal zwischen den Zeiten sein?

Der Letzte Erbe

12. Mai 1981

In der rätselhaften Kammer hatte ich ein überwältigendes Erlebnis. Ich berührte die Kugel, und kurz darauf senkte sich ein Schleier um mich herum. Es war der Schleier der Geschichte. Unglaublich, ich war dort. Ich stand neben Lucius und habe die Stationen seines Lebens verfolgt. Auch die Entscheidungsschlacht, ein fürchterliches Gemetzel.

Am Ende ist irgendetwas geschehen. Ein kalter Luftzug packte mich, bevor ich meine Hände von der Kugel löste. Egal. Ich habe die Chronik gefunden. Sie ist ein Wunderwerk. Ich sehe mein Leben nun mit anderen Augen. Auf meine alten Tage weiß ich endlich, wozu ich geboren wurde.

13. Mai 1981

Meine Voreile straft mich. Zu spät bin ich im Archiv auf eine Überlieferung gestoßen, die von einem Fluch spricht, der auf unserer Familie lastet. Sein Ursprung soll in grauer Vorzeit liegen. Da steht etwas von der Wiedererweckung eines uralten Zorns. Wer in die Vergangenheit blicken wolle, werde unweigerlich das Böse erwecken, das in ihr stecke. Niemand dürfe sich an das Portal zwischen den Zeiten erinnern. Kann es tatsächlich

Julian Wangler

sein, dass ich etwas Urgewaltiges zum Leben erweckt habe?

17. Mai 1981

Ich hatte einen verstörenden Traum, an den ich mich bis in jede Einzelheit erinnere. Ich war anlässlich einer Beerdigung auf einem fremdartigen Friedhof. Die Trauerprozession war lang, und ich musste mich erst hindurchkämpfen, um zu sehen, wem wir die letzte Ehre erwiesen. Da erkannte ich, dass ich in dem Sarg lag. Ich war zu meiner eigenen Beerdigung gekommen. Kurz darauf geschah etwas, und mein Sarg versank in Blut.

Irgendetwas ruft mich zu sich, im Traum wie in der Wirklichkeit. Etwas wird passieren, ich habe diese Vorahnung. Nachts bleibt mir die Ruhe verwehrt. Stattdessen rast mein Herz in der Stille, die sich über mir aufbäumt wie ein grenzenloser Himmel. In den zurückliegenden Tagen hat sich das Haus auf rätselhafte Weise verändert. Es scheint größer geworden zu sein, sich ausgedehnt zu haben. Ich werde den Eindruck nicht los, dass es mich beobachtet. Als hätten die Wände Ohren bekommen. Arthur und die anderen scheinen davon nichts mitzukriegen. Liegt es daran, dass sie keine Quinns sind?

Der Letzte Erbe

20. Mai 1981

Cilian ist frei. Und es ist meine Schuld, alles meine Schuld. Ich bin in seine Falle hineingetappt. Vergib mir, Nathan. Ich falle in Ungnade.

In strömendem Regen lief ich hinaus zur unweit gelegenen Familiengruft, in der es feucht und morderig stank. Das Licht, das meine Taschenlampe spendete, war schummerig und diesig.

Es fiel in einem sich brechenden Helldunkel über die unebenen Wände, in denen Schichten aus steinernen Särgen untergebracht waren. Dazwischen zuckten Statuen mythischer Kreaturen auf, die ich mir besser nicht zu genau anschaute.

Ich wusste, dass Mortimer Quinn und seine Zeitgenossen die Letzten waren, die in den Genuss der Familienkatakomben kamen.

Die Lampe in der einen, das Notizbuch meines Großvaters in der anderen Hand, folgte ich einer Skizze des Mausoleums und drang immer tiefer in das Gewölbe ein.

Eine Weile irrte ich umher, bis ich mithilfe eines Eintrags, den Anthony in der Skizze vorgenommen hatte, endlich etwas fand. Eine Öffnung in einer schweren Steinsäule, versehen mit einem kleinen Knopf. Ich drückte ihn, und im selben

Julian Wangler

Moment fuhr ein Stachel aus dem Knopf hervor und schnitt in meine Kuppe.

„Au!“ Das Blut tropfte von der Nadel, und erst einmal geschah nichts.

Darauf erklang ein leiser Gong, ich konnte nicht recht sagen, von wo. In meinem Rücken geschah etwas. Ich wirbelte herum und sah einen Weg in die unterirdische Welt unter der eigentlichen Ruhestätte.

Als ich nach endlosen Stufen in eine Halle voll unergründlicher Schatten trat, konnte ich kaum einen Meter weit sehen. Ein eigenartiger Staubschleier lag in der Luft, und es roch muffig. Dann tauchte eine Art bläulicher Glanz in der Ferne auf. Es wurde beständig kühler. Ich folgte dem langen Gang, in dem jeder Atemlaut von den Wänden zurückgeworfen zu werden schien.

Vor einem allein stehenden, riesigen Sarg blieb ich stehen. Darauf las ich: *Lucius Quinn. Im Jahre des Herren 1239.* Das war er, er war es wirklich. Erwartungsvoll schob ich den schweren Deckel beiseite und blickte in den steinernen Sarg. Dort lag Lucius, wie in den Notizen meines Großvaters beschrieben. Ein unter dem Druck der Zeit längst porös gewordenes Skelett starrte mir entgegen.

In dem anliegenden Raum fand ich nur noch die zersplitterten Reste der schwarzen Kugel, die An-

Der Letzte Erbe

thony in seinem Büchlein beschrieben hatte. Die Splitter lagen über den halben Boden verteilt. Was um Himmelswillen war hier vorgefallen?

„Wollen Sie wissen, wie Sir Quinn den größten Fehler seines Lebens beging? Ich kann es Ihnen sagen.“

Eine Gestalt war hinter mir erschienen. Die Gestalt einer Frau, die ich nicht kannte. Hatte sie mich etwa verfolgt? Sie hielt einen langen Stock. Ich strahlte ihr ins Gesicht, und es schien sie nicht zu blenden. Bald schon wusste ich, warum. Die Augen in ihrem von Falten durchfurchten Antlitz waren bar einer Pupille oder Iris. Alles in mir zog sich zusammen.

„Wer... Wer sind Sie?“

„Man nennt mich Feela. Ich half Ihrem Großvater, das Portal zu benutzen – und die Bestie alter Tage zu entfesseln.“

...Fortsetzung folgt...



Die Dunkelheit ist geduldig.

Seit Jahren ist Nathan Quinn auf der Flucht vor der Vergangenheit. Dann eines Tages holt ihn sein früheres Leben wieder ein. Es ist das alte Herrenhaus Bloodriver Castle, das ihn anlässlich des Todes seines Großvaters zurückruft. Nur widerwillig tritt Nathan die Reise zu jenem Ort an, der ihm so viel Kummer und Leiden gebracht hat. Bald schon stoßen die schmerzvollen Erinnerungen wieder an die Oberfläche und vermischen sich mit den vielen offenen Fragen rund um Sir Anthonys Verschanden. Nathan beginnt, die Gestalten im Dunstkreis des Schlosses zu verdächtigen, und noch ahnt er nicht, auf welches Spiel er sich eingelassen hat...